AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR
SCHRIFTENREIHE DER KLASSE DER LITERATUR

Verschollene und Vergessene

THEODOR DÄUBLER

Eine Einführung in sein Werk

und eine Auswahl

VON

HANNS ULBRICHT

MIT 3 TAFELN

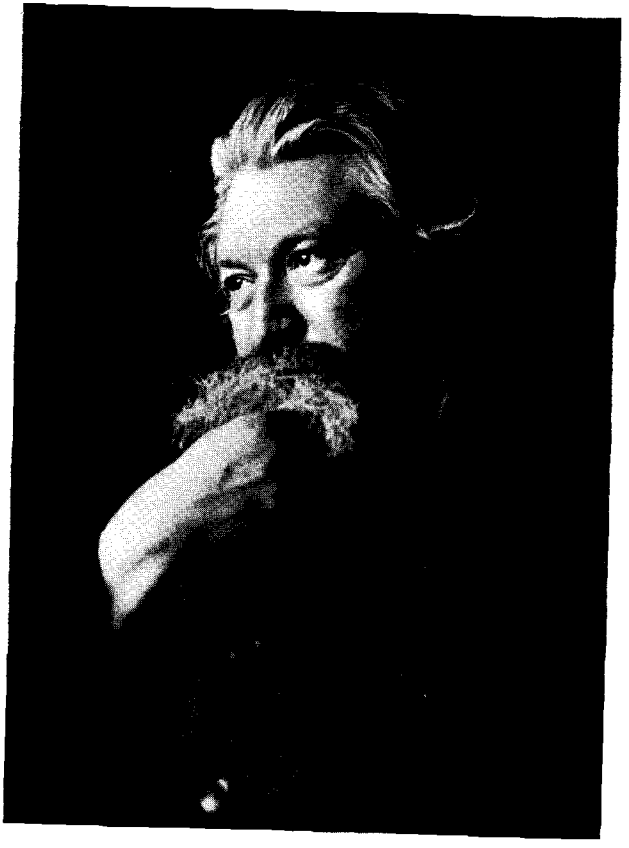
1951

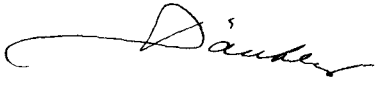
FRANZ STEINER VERLAG GMBH · WIESBADEN

Diese Schriftenreihe wird von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Klasse der Literatur, herausgegeben, um von einer kleinen Zahl vorzüglicher Autoren zu künden, die erst kürzlich von uns gegangen sind, und deren Werk, zum besten deutschen Kulturgut gehörig, verdient, gepflegt zu werden.

Die Schriftenreihe bringt Einführungen und repräsentative Proben aus den Werken von Arno Holz, Max Herrmann-Neiße, Alfred Mombert, Rudolf Borchardt, Else Lasker-Schüler u. a.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1951 by Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden
Gesamtherstellung: Wiesbadener Graphische Betriebe GmbH
Umschlagentwurf: Niels Olesen





INHALT

Eine Auswahl 19
Die Erde braust 21
Die Erde treibt 22
Pan 23
Im Weine 25
Die Nacht ist eine Mohrin 26
Ekstatische Erde 29
Das Sternenkind 30
Ein Wesen 32
Der Baum 33
Hesperien 34
Der Ölbaum 35
Die Treppe 36
Sonnenlaune 37
Späte Nacht 38
Erwartung 39
Die Russin 40
Hymne 41
Dem Sommernachtstraum 42
An Hölderlin 43
Die Au 44
Der Garten 45
Schwäbische Madonna 46
Berauschter Abend 47
Der Nachtwandler 48
Dante 50
Heimlichkeiten 53
Der Umschwung 58
Einsicht 61
Vinzent van Gogh 64

Marc 65
Munch 67
Chagall 69
Der heilige Berg Athos 71
Vor den Pyramiden. 73
Fahrt nach Theben 83
L'Africana. 87
Nachweis 97

Eine Auswahl

DIE ERDE BRAUST

Die Erde braust dem Sonnenlicht entgegen,
Als flöge sie in des Geliebten Arm:
Sie will sich eng an seine Fülle legen,
Denn sie ergibt sich ihm bewußt und warm.

Die Schöpferglut, die sich im All verschwendet,
Die lebenstrahlend durch das Dunkel schweift,
Wird so den Erdenkindern zugewendet,
Und unser Leben wogt dadurch und reift.

Nun beugt die Erde ihren Felsennacken
Vor Gottes Licht, zu seinem heißen Kuß:
Der Tag kann sie mit Strahlenarmen packen,
Und es durchschauert sie ein Feuerfluß.

Sie ist der Wonne inbrünstig ergeben!
Der Lebenshauch, der ihren Leib umschmiegt,
Scheint überall die Freude zu erstreben,
Denn was ans Licht kommt, wird von ihm gewiegt.

Sie kann, befruchtet durch den Sonnenwillen,
Der kühn und steil durchs ewge Dunkel drängt,
Den Durst der eignen Sonnenkinder stillen,
Denn Lebensmilch ist Licht und Luft vermengt!

Der Sonnentag, der jede Wesensregung
Im reinen Erdenschoße zeugt und säugt,
Entblößt die Demut aus der Urbewegung
Der treuen Erde, die vor ihm sich beugt.

Dann furcht er sie in alle Kinderseelen,
Die er aus dunklen Schlummerbanden engt,
Denn Werden heißt, den Wunsch der Form vermählen,
Und ist der Staub, der sich dem Geist verschenkt.

DIE ERDE TREIBT

Die Erde treibt im Norden tausend blaue Feuerblüten
Und übermittelt ihren Sehnsuchtstraum der Nacht,
Drum soll der Mensch auch seinen Flammenkelch behüten,
Wenn er, durch ihn belebt und lichterfüllt, erwacht.

Fürwahr, mir sind die Glutanschürer Gärtnerscharen
Von einer langbegrabnen, auferstandnen Pracht:
Versteinte Wälder wollen sich uns offenbaren,
Und Pilger holen sie aus finsterm Erdenschacht.

Ja! Pilger graben, wühlen sich stets mehr hinunter,
Stets tiefer in der Erdenmutter dunkles Heiligtum;
Ihr Herzschlag, ihr Gehämmerwerk, erhält sie munter:
Asketen aber sind sie zu des Urlichts Ruhm!

Auf ihrer Freiheit, ihrer Glutenkernesnähe
Beruht und tagt das ganze Dasein dieser Welt,
Sie sorgen, daß der Totgeglaubte auferstehe,
Durch sie wird jede Nacht vom Nordlichte erhellt.

So wandeln wir in wunderbaren Flammengärten:
Hoch türmen Feuerlauben sich ins Grau empor;
Die fernen Drachen wurden freundliche Gefährten
Und schimmern still vor meines Weibes sicherm Tor.

Ihr Grubenarbeiter, Ergrübler freier Wunder,
Vertraut dem Irrlicht nicht, das listig euch umschwirrt:
Bleibt unbeirrte, biedre Erdenherzerkunder,
Seid eurer eignen Willenstiere ernster Hirt!

Der Sonne könnt ihr bloß im Erdenschoße nahen,
Dort unten stoßt ihr auf den Sinn von dieser Welt,
Und auch das Licht der Dinge, die noch nie geschahen,
Wird, urbestimmt, durch euch in uns hervorgeschwellt.

PAN

Dir Pan, herrlichem Wesen,
Dir Pan, Gottheit der Wälder,
Bleiben die Lebenden ewge Vermelder
Raschelnden Ruhmes im raschen Verwesen,
Rastlosen Taumels, im Drang zu genesen!
Rauschender Ursprung du, Urquell und Mündung,
Du, aller Blutnatur Säftegeleisung,
Anhalt und Lebenszweck rhythmischer Kreisung,
Überschwall, Todessturz, Wollustentzündung,
Traum über Sternen als irdische Gründung:
Zeig mir die Allnatur deiner Vereisung!

Inhalt und Lebensgrund wird jede Wendung
Heller Gestirne in ernster Vollendung:
Hier auf der Erde die Seelenbesternung
Entflammt sich am Lebenskranz irdischer Kreisung,
Doch geben Gestirne die Richtung und Weisung:
Das Urmaß erschöpft sich in keiner Entfernung!
Am Erdball entstanden wir sterblich, ekliptisch,
Wir sinken und trachten nach Lebenserklimmung!
Hier wurzelt im Grunde der Wesen Bestimmung:
Das Rätsel ist einfach, ist eirund, elliptisch!

Das Leben entsteht wie die Kraft des Passates!
Im Süden erregt und in Schranken gehalten,
Erscheint es im Glanze des Tropenornates:
Ein Hauch des Erhebens durchrauscht alle Falten
Der bunten Gewandung erstarkender Seelen.
Was kaum sich, beim Kreisen der Erde, entwunden,
Will fast noch die Bahn des Planeten erwählen,
Doch wird es von Pan gleich im Halme gebunden
Und hurtig am Erd-Rücken weitergetragen.

Nur Weniges kann sich ins Weite verschlagen,
Um rasch dann ins Chaos hinunterzustürzen:
Von Pan läßt sich alles fast fassen und schürzen,
Und rhythmisch gesammelt, entschlüpft es sich später:
Die Träume jedoch schwirren gleich in den Äther.
Das Weltallverlangen ist, einst zu verzittern!
So greift denn die Ruhe als Urmacht ins Leben,
Denn alles will friedlicher, leiser erbeben.
Zuerst muß der Gürtel der Tropen verwittern,
Erst dann kann das Leben, in stummen Gewittern,
Hinauf zu den trägeren Polen sich heben.

Uns scheint unser Trachten nordwestlich zu klimmen,
Harmonisch zu allem, was auftritt, zu stimmen.
Wir halten die Dinge, aus einem entfaltet,
Doch wirst du aus allem entschält und gestaltet.
Wohl lassen vom Weltbau und heimlichen Bösen
Sich allerlei dichte Verhüllungen lösen:
Auch muß da nicht eine die andre vereinen,
Sie können in Frieden zusammen erscheinen.
Der Mensch aber darf nur fünf Pfeiler betrachten,
Doch fühlt er, es wölbt sich, was aufkommt, zusammen,
Denn Dasein ist Ursein und nimmer Entstammen!

IM WEINE

Es leben im Weine rebellische Kräfte!
Denn wenn sich der Sommer mit Wolken bedeckt,
Als ob er den Abbruch an Sturmsegel hefte,
So wird auch die Wutglut der Reben erweckt.
Das Erdfeuer will dann sein Wollen bekunden
Und bleibt nicht mehr länger in Trauben gebunden,
Nicht fügt sich das Blut einem Sonnenverzichte,
Das gärt und das sucht seinen Ausbruch zum Lichte!
Solange sich Reben auf Lichthügeln weiten,
Wird Sonnenbegehren den Menschen begleiten,
Denn Traubensaft stärkt uns beim tollkühnen Wagen
Und läßt selbst den Schwankenden nimmer verzagen!
Der Wein ist die Frucht, die den Wildwald vertrieben,
Und froh ein Begleiter des Menschen geblieben,
Er soll zur Berauschung und Freude gedeihen,
Geplagten das Jahr hindurch Lichtlust verleihen;
Er bleibt seinem Pfleger, als Lustspender, treu:
In beiden sind Liebe und Lenz ewig neu!
Drum reift nicht der Same allein in den Früchten:
Auch müssen sich Gluten als Räusche verflüchten!
Berauschen uns Trauben, vom Sommer geschwängert,
So wird unsre Jugend und Wollust verlängert.
Drum sing ich, und trinkst du zum wärmenden Weine,
Damit uns ein Leben urwillig erscheine:
Der Mensch will die Schönheit zur Freude genießen,
Nicht soll meiner Liebe die Frucht nur ersprießen,
Dir müssen der Seele auch Träume entschweben:
Kultur ist ein bacchisches Erdglutenleben,
Und wenn sich die Menschen, aus Traumlust, umschlingen,
So soll sie das Feuer der Erde durchklingen;
Und wenn sie, berauscht, tausend Freuden entzünden,
Befruchten sich Seelen in heimlichen Schlünden!

DIE NACHT IST EINE MOHRIN

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Sie nähert sich soeben ruhevoll Venedig,
Und dort bereitet man sich laut zu einem Feste,
Um hohe Gäste hold und huldvoll zu empfangen.
Am Himmel seh ich winzge Purpurwölkchen prangen,
Schon hat der Wind sie wie Lampions gekräuselt und gezapft,
Und eben zucken auch die ersten Sternlein auf:
Da ists, als wollten sie den Wölkchen sanft sich nähern,
Um sacht das Licht der bunten Lämpchen zu entzünden.
Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Nun tritt sie stolz, mit silberheller Mondessichel,
Im Abendlande durch Venedigs Pforten ein.
Wie würdevoll sie unterm Sternenbaldachine,
Der höher als der edle Schmuck der Mondessichel schwebt,
Nun übers Meer, mit wollustfreudger, gütger Miene,
Sich immer weiter hebt und unser Ruheglück belebt!
Hoch übersprühen ihre Schleierhüllen Prachtsmaragde
Und ihren untern Saum und die Sandalen Blutrubine:
Vier schöne Königssöhne tragen ihren Baldachin:
Zwei Bleichgesichter ziehen still in weißem Seidenkleid voran.
Das Wams ist goldbetreßt. Sie tragen einen viola Mantel
Und müssen stets, wenn sie das Abendland beschreiten,
Aus Anstand, einen Schurz um ihre Lenden breiten.
Doch hinter ihrer Königin erscheinen holde Mohren
Und tragen ihr der Herrschaft herrliche Insignien nach,
Das Zepter gar ist wunderbar, besetzt mit vier Planeten!
Von vorne sind sie schwarz und nackt, doch überwellt in holder
Pracht
Das erste Morgenrot, als Mantel, ihre finstern Rücken!
So bringen sie den Baldachin, den schönen, sternbesäten,
Und können drum, voll Königssinn, den Westen stolz betreten.
Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Die Mondessichel glänzt und glimmt
Als Silberschmuck auf ihrer kühlen Stirn,

Und ihre volle nackte Brust befächelt sacht
Ihr blasser Sklave Zephir mit dem Wolkenfächer:
Der ist aus Flaum und leichtem Nebelschaum:
Jetzt färben ihn die letzten Abendgluten,
Auch kräuselt ihn sein Eigenwind,
Da ihn der Sklave, schwebend, fächelt.
  Belustigt das die Königin,
Denn seht, wie jugendlich sie lächelt?
  So bunten, grellen Federnputz
Erreicht in schriller Farbenreih
Allein der Schmuck vom Papagei,
Wie eben ihn in voller Pracht
Der Abend auf dem Flaum entfacht,
Wo selbst das Röteste und Allerblauste
Der Wind geschmackvoll zueinanderkrauste!
  Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Mit nacktem Busen, bloßem Bauch
Betritt sie nun die holde Stadt Venedig.
Sie trotzt dem fremden Christenbrauch:
Der starkbehaarte Teil der Scham
Ist jeder Überhülle ledig.
Sie bleibt bei uns, so wie sie kam,
Und um sie her wird auf die fremden Weisen froh gelauscht,
Den Schamteil merkst du kaum, von toller Dunkelheit berauscht
Der Mohrin Nachtsang klingt im Raum:
Man schmückt und ändert rasch den Schleiersaum,
Den dieses Weib so üppig durch Venedig schleift,
Daß sein Besatz noch weithin die Lagune streift.
Mit Flammengarben aller Art,
Mit Purpurzungen, blutgen Flecken,
Mit manchem fahlen, halbverblaßten Bart
Will sich Venedig seinen Schleierrand bedecken.
Am Lande wird das Flammenband,
Nach alter Art, als langer Flammenrang, gewahrt,
Den Zauber aber müssen Meerreflexe erst erwecken!
Frohlocken will die ganze Stadt!

Mit langgezognen Kantilenen,
Mit eigentümlich süßlicher Musik,
Mit Tönen, welche Lüste nur ersehnen,
Mit Trommelstreichen wie im Krieg,
Mit Lustfanfaren nach dem Sieg
Mag man die Mohrenkönigin empfangen:
Und wenn sie schon berauscht vorbeigegangen,
So heften wir auf ihre Schleppe Purpurspangen.
Ist sie dann fort, kriecht alles Glutgewürm zur Rast:
Die Flammenschlangen, die der Menschenhand entstammen,
Verbergen sich vor uns, in großer Hast:
Und tiefverringelt im Morast,
Muß ihre Brut wie Aale grau verschlammen,
Und auch der Schwarm von grünen Feuerfröschen
Wird bald im dunklen Sumpf verlöschen.

EKSTATISCHE ERDE

Ekstatische Erde, dein flammendes Lachen,
Die Heiterkeit unsrer allwissenden Greise,
Umarmt unsre Nacht, die wir furchtlos entfachen:
Erfrorenes Schwärmen nickt starr aus dem Eise.

O Nordlicht, die wandernden Gletscher sind Tiere,
Die du festgebannt hast. Versuche zu Riesen
Durchblauen das Dunkel. Nun ist es, als stiere
Ein Geist durch die Stürme. Jetzt dröhnt es, als bliesen

Die Winde aus Schlünden gebändigter Bären.
Wann kann ich die Jungfrau im Eise gewahren:
Das Weib, das die Menschen voll Sehnsucht verehren?
Ich weiß, daß es flammende Gletscher gebaren!

Die Nacht wallt hinan. Es flackert ihr Lachen.
Wir wandeln im Wahne. Das Weib harrt im Sange
Ihr Sagen, wann wird eure Wahrheit erwachen?
Erhabenste Jungfrau, wir werben noch lange!

DAS STERNENKIND

Der Mensch muß fliegen! der Mensch muß fliegen! verbreitet den Sturm!
Vertilgt im Herzen, vertilgt im Leibe den furchtsamen Wurm!
Ersehnt im Winde, erhofft im Winde den wehenden Geist!
Beruft im Dunkel das Kind der Sterne, das Schweben verheißt!
Erträumt Gefahren, erfiebert Schrecken, entfesselt das Leid!
Kometen helfen. Gestirne drohen. Erfaßt euch im Streit!
Den Wurm ertötet, den Wurm verachtet, verwundet den Wurm,
Bewacht die Warten, sie harren und warten, entwuchtet den Turm!
Der Tod ist machtlos! Entfliegt ihm lachend! Verbreitet den Sturm!

Der Mensch muß fliegen, den Schwindel besiegen, die Erde bekriegen!
Die See hat Wolken, die Seele ihr Wollen, der Mensch muß fliegen!
Der Strand hat Bäume, der Geist seine Träume, der Mensch wird siegen;
Das Meer hat Wellen, der Mensch seine Hellen, sich lichtwärts zu wiegen;
Der Wind hat Spiele, das Kind seine Ziele, es wittert das Fliegen —
Den Zäumen entträumt: die Räume zu säumen, entbuchtet im Sturm!
Die See hat Stürme, die Seele hat Türme, umwittert den Turm!
Die See kann sehen, die Seele erwählen, verwundet den Wurm!

Ich wähle die Seele, erwäge die Geister und schwebe als Traum;
Ich schaue in Herzen, berausche mich schaudernd: ihr traut einem Baum!
Ihr grünt und erblüht, ihr durchsprüht, überflügelt den Raum;
Es glauben die Herzen, wie glühende Kerzen. Es leuchtet der Baum!

Es beugen die Fichten die Träume der Sterne zur Erde hernieder;
In Weiblein und Wichten erwachen so gerne unwichtige Lieder;
Euch alle belichten Geschichten der Ferne, die still sind und bieder:
Wie gerne erschimmern die Sterne, wie herrlich erglüht euer Baum!
Erblühen schürt Glühen. Und Glühen Entsprühen. Der Baum wird ein Traum.

Der Traum ohne Baum ist ein Band ohne Saum. Entbrandet als Schaum!
Bewacht eure Schäume, berauscht euch durch Träume. Es leuchtet der Turm!
Die Lichtfichte flimmert. Die Goldwolken drohen. Es blutet der Sturm.
O träumende Kinder! Der Wind wird gelinder. Nun zuckt schon der Wurm.
Wer Schneewehen wittert, bedenkt sich, erzittert. Jetzt dunkelt der Turm.

Die Jugend erstirbt nicht. Die Weite gebiert sich. Die Kindheit wird siegen!
Was naht ohne Alter? Was will, durch die Finsternis schwirrend, sich wiegen?
Ein glastender, kalter wahrhaftiger Falter wird Fernen erfliegen.
Wer wirbelt? Was hascht sich? Wann wähnt sich ein Wagnis? — Wir fliegen!
Wir fliegen? Es sterben die Sterne. Wie gerne, wie ferne! Wir fliegen.

EIN WESEN

Der Geist hat eine Eiche heute nacht geknickt.
Ich sauste, lauschte auf. Ein Riese war gefällt.
Der Hunger, samt der Brunst, hat durch den Sturm gebellt,
Und ein Gespenst urplötzlich unsichtbar genickt.

Von einer Eule ward ein Tier zu Tod gepickt,
Der Westwind wo an einer Waldeswand zerschellt,
Der Schreck befiedert übers Feld emporgeschnellt,
Das Wasser hat wie eine Schicksalsuhr getickt.

Es ist nun wo ein Ding beschlossen oder aus!
Ich starre ganz zugegen in den Geist der Welt.
Mein panisches Gehaben ist bei sich zu Haus.

Viel eher als ein Narr bin ich ein Held.
Ich brauche diesen rauschenttauchten Braus und Graus
Und bin der Saus, der kraus den Geist verzaubert hält.

DER BAUM

Es spielt der Wind mit vielen tausend nassen Blättern,
Sie alle winken immer wieder anderm Wind,
Und Waldeswalzer höre ich im Schatten schmettern.

Auch meine Weisen singen, weil sie windwild sind!
Und viele Lieder wimmeln, wie die winzgen Bienen,
Um jeden Trieb, der sich der Blumungsglut besinnt.

Der Mut zu werben ist mir Sterblichstem erschienen:
Durch Zweige perlend, taut mein Urerkünden auf,
Und seiner will Vernunft, wie Bienen, sich bedienen.

Es horcht der Wind. Denn um zu horchen harrt sein Lauf.
Im Baum erlauscht, als Traumhauch, er sein lautes
Rauschen.
Drum lauscht: es überbrausen Meere sich zuhauf!

Es will, als Baum, die Erde sich am Baum berauschen.
Und was im Traum erweht, wird auch ein eigner Traum,
Denn Träume können uns samt Träumlichem belauschen!

Verwurzle dich in mir, du Traum von meinem Baum!
In meiner Ruhe nisten stumm die Sehnsuchtslieder,
Singt doch die Stille durch die Wurzeln bis zum Saum.

Die Wurzeln greifen fern in die Ergebung nieder!
Wie ist die Stille tief! So tief wie sie entschlief!
Doch in der Krone gibt der Baum den Norden wieder.

Er folgt dem Wind. Er wird, was ihn als Baum berief.
Er stürzt die Liebe in die witternden Geschicke.
Er wirbt um sich und wirkt als Traum urbaumhaft tief.

Sowie die Sonne rot und sichtbar wird,
So muß die Sonne sinken.
Sowie die blaue Nacht dem Tal entschwirrt,
Beginnen Berge streng zu blinken.
Umwolkte Höhen winken.
Die Bauernpferde werden rasch geschirrt,
Die weißen Ziegen sammelt flink der Hirt,
Die Sonne wird ertrinken.
Die Herden fliehen mit dem letzten Leuchten,
Sie scheinen eine Flucht von Gold,
Das plötzlich in die Schluchten rollt.
Nun kann das Meer den Sonnenball befeuchten:
Wie Nebel sich im Nu entrollt!
Auf allen Feldern wird davongetrollt.
Es ist, als ob die Dünste Mensch und Pferd verscheuchten,
Doch kann der Bauern Heimritt bald ein Kriegszug
deuchten.

Von allen Äckern trabt man fort.
Hoch oben liegt der alte Ort.
Das staubt bereits in langen Windungen bergan:
Im schwarzen Mantel mit der Flinte jeder Mann.
Auch Eseltreiber laufen dort.
Die Reiter wechseln kaum ein Wort.
Verhüllte Frauen bringt ein prächtiges Gespann:
Wie kommt es, daß noch keine ein Gespräch begann?
In einem Wolkentrichter ist der Tag versunken,
Die See berauschte sich an Purpurfunken,
Die Berge brannten lichterloh:
Jetzt rauscht, jetzt blitzt es irgendwo.
Die Felsen sprühen unter tausend Reitern Funken,
Violette Menschenschatten krümmen sich wie trunken:
Die letzte Lichtsekunde floh.
Ein großer Stern. Wie leicht, wie froh.

DER ÖLBAUM

Der Ölbaum trägt bereits die schwarzen Früchte:
Die langen Nächte bringen sie zu dunkler Reife.
In ihre Herbheit tropfen herbstliche Gerüchte:
Ich zage, wenn ich in die zarten Zweige greife.

Der goldne Ölstrom wird in tausend Häuser fließen
Und abends große Tropfen keuscher Furcht entzünden.
In Kirchen soll ein Baum mit Öllichtern ersprießen:
Es müssen Glühfrüchte die Frömmigkeit verkünden.

Nun flüchten langsam der Campagna blaue Stunden.
Das große Rom beleuchtet die versprengten Straßen,
Und Abendzüge züngeln auf als Feuerkunden
Der Riesenstadt, mit strengverschränkten Flammenmaßen.

Gewundne Flammenwolken wälzen sich am Boden
Und flackern wie ein Schreck von Bäumen und Gebäuden.
Sie helfen mit das Fieberwuchten auszuroden,
Die Stadt kann Tausende verschleudern und vergeuden!

DIE TREPPE

Wo ist der Aar? Ich werde hoch von ihm getragen
Und stehe doch auf meiner Treppe festgebannt.
Ich kann aus mir der Welt Begeisterung erwagen:
Den Samen meines Wesens streu ich übers Land
Im Flug.

Noch steh ich auf der Treppe, und mich zwingt der Stier.
»Wir werden gut«, gelob ich ihm: »zu Baum und Tier.«
Die Kehle läßt die Herzenslerche frei ans Licht,
Da sie dem Menschen jüngste Schönheit hold verspricht.
Durch den Gesang.

Die Füße stehen fest auf meiner Marmortreppe:
Ich weiß, wie ich Gestirne bis zum Meere schleppe!
Und ich erkühne mich zur Frage an die See:
Durch Wonne gibt sie Antwort mir. Im Weh!
Beim Segeln.

Verscheuche, Feuerleu, im Herzen das Bedenken.
Ich will mich guten Sternen, bösen Menschen schenken.
Mit meiner Treppe mag ich mich in Fluten senken:
Die Schiffe sicher zu geträumter Heimat lenken.
Durch unsre Freiheit.

SONNENLAUNE

Bei Bäumen magst du betteln, selten nur zu Freunden gehn.
Den Sommer singen sie dir froh aus goldnen, holden Nestern.
Von Baum zu Baum! Die Vögel werden dir zur Seite stehn.
Sei täglich du. So jung! In Wäldern kenne nicht dein Gestern.

Bei guter Sonnenlaune zieh den Wolken keck entgegen!
Dem Wasser lach ich zu, das silbernd aus dem Himmel saust.
Gelobt sei uns, unendlich guter, voller Sommerregen.
Gewitterwucht auch du, die unter uns verborgen haust.

Brich auf, Gewitterbaum, entwurzle dich, um hoch zu wandern!
Beblüht mit Blitzen, donnre deine Frucht in uns: die Furcht.
Erdroh nicht bloß in mir die Tat: durchbange auch die andern.
Zerwühl zutiefst die Seelenheit: sie bleibe uns durchfurcht!

Dann, Abendsonne, senk dich bald auf meines Freundes Haus.
Heut nacht bin ich sein Gast: wie herzhaft tritt er mir entgegen.
Dann komme Schlaf: von Traum zu Traum, zieh ich aus mir
hinaus!
Und wieder flieg ich frei: mein Blitz auf vielen Wolkenwegen.

SPÄTE NACHT

Die Weiden entleuchten dem mondholden Weiher,
Begehrliche Windwünsche silbern heran,
Verschmiegbare Äste durchfunkelt die Leier,
Denn hoch steht die Stunde, die taublau begann.

Der einzige Nachen beperlt sich mit Spitzen.
Es lenkt ihn ein Knabe mit blutgutem Mund.
Er muß wohl beim Rudern die Seiden zerschlitzen,
Doch lang graut sein Samtblick dem See auf den Grund.

Das Vogelgezwitscher kann lebhaft beginnen,
Die Leier wirft Munterkeitsfunken herab.
Die aufrechten Fische verkünden das Minnen,
Die Toten entsteigen mit ihnen dem Grab.

Das Siebengestirn wird den Atem bewachen.
Der heimliche Knabe kehrt seufzend nach Haus,
Die Schwermut der Sterne beruhigt ein Nachen,
Wer schlaflos war, stürzt durch ein Traumesgebraus.

ERWARTUNG

Ich lebe in Lauben, die Blüten erhellen,
Es segeln die Träume wie Schwäne vorbei,
Wir kommen zu alten Erinnerungsstellen,
Im Heimatland wandelt der Einsame frei.

Ich lasse die Schwäne, sie träumen um Quellen,
Ein Weiheland finde ich über dem Fluß,
Besinnungen fliehen auf silbernen Wellen.
Die Gipfel erwarten den Seelenerguß.

DIE RUSSIN

Ich sah sie einst. Sie stand auf dem Mondlichtbalkone.
Der Frühling verblühte in Beeten und Töpfen.
Ihr goldenes Haar, eine luftige Krone,
Verrankte, verlor sich in offenen Zöpfen.

Ihr griechisches Doppelkreuz grüßte die Brüste,
Die immer zum Kreuz hinan wogten und wallten,
Als ob es die Seele sanft wachhalten müßte.
Der Mondschimmer kam, ihren Traum zu erhalten.

Bald lachten die Sicheln fast männlicher Zähne.
Sie glänzten hinaus zu den horchenden Sternen.
Es trug schon die Nacht ihre feurige Mähne,
Sie schwang sich als Stute durch Steppen und Fernen.

Die Augen der Russin vermuteten Meere.
Sie regten sich stets in der furchtbaren Stille.
Es nahte ein Augenblick schrecklicher Leere,
Doch unentwegt zuckte die goldne Pupille.

Dann schenkte die Ebne sich kühlende Winde.
Die Russin erwachte und spürte die Kälte,
Zitternd zerband sie die Fenstergewinde,
Versperrte sich, schwand. Und ein ferner Hund bellte.

HYMNE

Florenz ist ein Geschenk aus weißen Marmorhänden.
Florenz ist die Beseligung in einem Garten.
Sein Zauber, Zufall unter sternenden Geländen,
Beherzt des Landes Fröhlichkeit mit herben Warten.
Vom Lenz die Lyrik rankt sich hoch an lieben Wänden,
Und Eidechsen beäugeln uns im Blau der Scharten.
Florenz erbringt des Alten wunderbarste Nähe:
Dir wird, als ob dir Gutes vielzuviel geschehe.

Der Arno schlummert in Florenz auf Steinterrassen;
Wie stille Spiegelträume schlafen drinnen Kähne.
Die kampfbereiten Bürgerhäuser stehn im Nassen,
Und morsche Türme zeigen ihre Welfenzähne.
Dein Wähnen wird da Bleichgebirge fern erfassen,
Die Hügel überbürdet ihre Silbermähne.
Der Hauch der Schneegefilde war in Glut gekommen:
Die kalte Marmoreinfachheit ist fromm erglommen.

Am Machthausplatze stehen offne Brückenbogen:
Durch diese Pforten sollte Volksbegeistrung fluten.
Wenn sich der hohe Rat der Stadt zurückgezogen,
Begann das Tagereignis auf dem Markt zu gluten.
Die fetten Tauben sind verängstigt aufgeflogen.
Florenz' Geschick entschieden kommende Minuten.
Sie waren da. Man hat des Bauern Gut erhalten;
Der Bürgersinn wird seine Landschaft ausgestalten.

Das Stadthaupt schenkte Marmorbildern Prachtgemächer.
Die Niobiden sollten still und kostbar wohnen.
Apollo überblickt die wohlbepflanzten Dächer.
Diana findest du beim Teich der Anemonen.
Die Wangen von Vulkan behauchten Pinienfächer,
Minerva wird bei den Zypressen schweigsam thronen.
Die Silberweiher überträumen bleiche Schwäne;
Ein Ölbaum schützt Odysseus' zartbemooste Kähne.

DEM SOMMERNACHTSTRAUM

Verschwendete der Baum sein keusches Blühen,
So singt er sich: Zikaden sind bereit.
Verstummen sie, um ihre Schlummerzeit,
So möchten Himmelszweige Sterne sprühen.

Auch Menschen recken sich aus Knochenmühen:
Die Seele hüllt bei Wind ein leichtes Kleid,
Wie sind den Traumgespielen Wiesen weit,
Gebüsche heimlich für der Wünsche Glühen!

Silene horchen schon mit Silberohren,
Ob, Mond genannt, die Himmelsperle kommt;
Dann wispern Nymphen unter Felsentoren.

Verschleiert, wie es einer Jungfrau frommt,
Reut Arethusa ihr so zartes Flüstern;
Ein Satyr unter Feigen liebt sie lüstern.

AN HÖLDERLIN

Du warst in Hellas, ehrfürchtiger Dichter,
Nur zagte vor Athenas Land der Fuß;
Du flügeltest wie Hermes, sachten Schuhs,
Als heimlich hochgesichteter Beschwichter

Von Sonnumfangenheit durch Abendlichter:
Dein Atem fand sich Steile eines Nu's —
Umzagtem Wunder nahtest du: ich tu's —
Und urgebannt bestimmten uns Gesichter.

Wo staunten die erbittrungsfernen Helden,
Daß sie ein blutendes Geschlecht erblickt?
Gedichtete, ihr habt uns hergenickt!

Umwolkte Götter, deren Namen melden,
Sie weilten, nie erreicht, auf fahlem Firn,
Gewitterten um klärungssichre Stirn.

DIE AU

Die Apfelbäume blühen sanft wie Wangen:
Im Winde lachen Knaben vom Geäst;
Die kleinen Nackten suchen laut ein Nest
Und legen Eilein unters Blütenprangen.

Behutsam gleicht, ihr Zweige, dem Verlangen
Nach Blättersamt ums Blumen-Seidenfest;
Ihr winkt, an euch in zarter Pracht gepreßt,
Den Bäumchenherzlein in ergrüntem Bangen.

Bei schweigender Zypresse kennt das Kommen
Erhorchter Tochter Demeter und lauscht
Dem Pochen ihres Herzens froh-beklommen:

Oh, wenn sich Laub aus tausend Ästen bauscht!
Das goldne Knospenklimmen bleib verglommen,
Am Blau hat sich die laue Au berauscht!

DER GARTEN

Das Mittagsblau durchfrischt der Hauch von Firnen.
Ein Schwanenbild schwebt wolkenweich dahin.
Wem kämen Lichterherzen in den Sinn?
Auf See hält sie der Wind an Silberzwirnen.

Wohl blüht die Sehnsucht uns nach kühlen Birnen;
Der Zweige keuscher Schmuck zeigt Lenzbeginn:
Blauäugelnd merkt erfreute Bäuerin
Des Gartens Glanz aus winzigen Gestirnen.

Bemühtes Suchen summen uns die Bienen;
Ihr Birnenblütenberg bleibt duftbewebt,
Wie Baumgewölk verflockt ein Korbkomet!

Vielleicht ist Kore wunderhold erschienen?
Ob ihr — besorgt — die Tierlein goldig dienen?
Sie schwärmen kindhaft einer Königin Gebet.

SCHWÄBISCHE MADONNA

Ich glaube fest an Gott und an die ewige Gnade!
Jungfrau Marie, auch dich, o Mutter, liebt mein Herz.
Du bist in mir ein Traum und eine Wehmutslade:
Voll Demut lege ich vor dich die Furcht, den Schmerz.

Jungfrau Marie, der Tau der Ähren ist dein Schleier.
Die blonden Felder sind dein goldnes Sonnenhaar.
Die Liebe meiner Mutter deine Weihnachtsfeier,
Und meine Unschuld, Mutter, ist dein Weihaltar.

Jungfrau Marie, ein Mittagsfeld ist deine Stirne.
Dein Auge mein Verstand, der jeden Wunsch durchschaut.
Die Brauen sind ein Adler über jedem Firne:
Aus deinem Mund erlausche ich den Mutterlaut.

Jungfrau Marie, die Bauern hier im Tal sind Schwaben.
Aus deiner Kehle klingt ein Heimatwort so wohl.
Der Blütenwald ist nur die frömmste unsrer Gaben,
Von deinem Halsband jedes Dorf ein Karneol.

Jungfrau Marie, der Heimat Schutz sind deine Hände.
Dein Herz ist die Vergebung meiner schweren Schuld.
Und deine Schultern sind des Juras steile Wände,
Denn fern von fremden Menschen fühl ich deine Huld!

Wenn ich im Tal, zerknirscht, bald für das Übel büße
Und liebe Gott und meinen Nächsten so wie nie,
Jungfrau Marie, dann fühl ich deine heiligen Füße.
Und grüße dich: ich liebe dich, Jungfrau Marie!

BERAUSCHTER ABEND

Purpurschwere, wundervolle Abendruhe
Grüßt die Erde, kommt vom Himmel, liebt das Meer.
Tanzgestalten, rotgewandet, ohne Schuhe,
Kamen rasch, doch sie versinken mehr und mehr.

Furchtbar rot ist jetzt die Stunde. Wutentzündet
Drohen Panther. Grausamfunkelnd. Aufgebracht!
Dieser bleibt: ein Knabe reitet ihn und kündet
Holder Wunder tollen Jubel in die Nacht.

Nacht! der Abend, aller Scharlach mag verstrahlen.
Auch der Panther schleicht im Augenblick davon.
Aber folgt dem Knaben! Sacht, in schmalen Glutsandalen
Tanzt er nackt im alten Takt von Babylon.

Alle Flammen abgeschüttelt? Auf der Füße
Blassen Spitzen winkt und fiebert jetzt das Kind:
Weltentschwunden? Sterne sind die sichern Grüße
Stiller Keuschheit überm Meere, vor dem Wind!

DER NACHTWANDLER

Naht mir gar nichts auf den Spitzen,
Leise wie ein Geisterhauch?
Licht fällt durch die Mauerritzen,
Was du fühlst ist grauer Rauch,
Jedes Ding kriegt Silberschlitzen,
Und es klingt und knistert auch.

Ja, jetzt wirst du fortgetragen!
Tür und Fenster gehen auf.
Bleiche Tiergespenster wagen
Gleich mit dir den Traumeslauf,
Glaubst du dich in einem Wagen,
Bauscht sich unter dir ein Knauf.

Auf der Kante des Verstandes,
Über, unter der Vernunft,
Fühlst du jedes Totenlandes
Wunderheilige Wiederkunft,
Deinen Gang am Daseinsrande
Schützen unerfaßte Bande.

Der Dreiviertelmond ging unter.
Oder spürst du nur kein Licht?
Doch! Ein Geisterchor wird munter,
Und du merkst ein Teichgesicht,
Das dir blauer, tümpelbunter,
Grün gar, ins Bewußtsein sticht.

Silbersilbig wird jetzt alles.
Hände hat so mancher Baum,
Des geringsten Eichenfalles
Wirkung grinst im Weltenraum.
Alles klingt zu eines Balles
Urversuchtem Rundungstraum.

Leise! Denn geträumte Träume
Halten dich zu leicht im Raum.
Eben treten Schauersäume
Blau und panisch in den Traum.
Halte dich an deine Bäume!
Faß dich, denn du fühlst dich kaum!

DANTE

Des Menschen Einsturz ward zur Hölle. Sie ist selbstgewollt.
Ureingestanden schon im Geiste, der sie ausgedacht:
In Erdgebornen eigenmächtig wieder aufgerollt.

Die Sternentreppe glüht zum Abfall: sündhaft angefacht.
Sie führt herab. Es trotzt ihr Grundzerbruch als Stein.
Im Baum ist noch das letzte Gottverlassensein erwacht.

In Blüten wird die liebliche Besinnung hold und rein.
Dann folgt das Tier. Zugleich und wiederum ein Mensch:
das Tor!
Durch diesen Tempel ziehn Gestirne in den Himmel ein.

In dir verknoten sich die Lichtsterne, die Gott verlor.
Denn nur in uns sprießt seiner Rechten Seelenfall zum Keim:
Seh ich Gestirne gläubig an, so hoffen sie empor.

So bist du der Entschluß der Welt: sie kehrt im Heiland heim.
Doch in Zerfallenen erstürzt sie niemals ihren Grund:
Unendlichkeit wird Satans Schlangenweg durch Zeugungsschleim.

Dein Gott ist da: seit Ewigkeit das Wort aus eignem Mund.
Erfaßt du ihn, so hat das Ich der letzte Stern erreicht:
Du knüpfst kein Band, denn urvollkommen blüht der hohe Bund.

Verknotung schlingt hinunter, doch Entschlossenheit macht
leicht;
Darum verschwör dich nie, denn schwerverbindlich bleibt ein
Schwur:
Verström dich im Gesang, und alle Weltbelastung weicht.

Es schwingt die Erde durch den Rhythmus an der Sterne Schnur.
Die Sonne hofft in Glut: wir sind dem Heil schon anvertraut.
So still wie hier wird's nie: zur Umkehr mahnt die leise Uhr.

Sie schlägt! Ob du erwachst? Ins Traumgetürm ist sie gebaut.
Zu hoch? Und doch aus dir! Um tief zu horchen, Holder, schweig.
Die Taube kommt: das Wort. Den Raubvogel verscheuch:
den Laut.

Gar sanft erfaßt dich der Bescheid aus dir: das ist mein Steig!
Entschicksalt stehst du da: dem Ich geholt, dir zugewandt.
Zu deines Herzens Frommen komm: schon grünt der Wanderzweig.

Den Frieden, dir beschiednen, kannst du künden übers Land!
Wie einfach wird der Augenblick, da du erstaunt gewahrst:
Zu Gott kehr ich zurück: jetzt blüht der Stab in meiner Hand.

Wie froh wird alles Tun, wenn du uns Güte offenbarst.
Bedenk: ein Schritt zur Wut: in Schutt und Schuld, dem
Schlund, dem Sturz
Wärst du verfallen: Mensch, der du Bekehrte um dich scharst.

Die Freiheit des Sich-tief-Erahnenden ist stumm und kurz:
Dir wölben der Gebote Bogen sich empor ins Heil.
Du wankst? Du schwankst. So fühl die sichre Kraft des
Engelgurts!

Dich packte Schwindel! So nur saust du immer: rasch und steil.
Hinab! Der durch sich selbst Belastete: von Grab zu Grab.
Ein in den Schlund, ganz ohne Gnad, verschoßner Flammenpfeil.

Dir wäre Ankunft in der schwarzen Höllenglut ein Lab.
Dir gibt's kein Irgendwo. Du kanntest nie die rohe Pflicht.
Warum ergriffst du nicht, in Wandlungswunsch, den
eignen Stab?

Noch bleibt dir der Entschluß? So haltet selbst im Geist Gericht!
Du bist ein Taumelnder, dem eignen Absturz zugesinnt.
Du schwebst, ein Flehender, vor deines Gottes Angesicht:

Italien ist ein Land, von Heiligen zutiefst geminnt!
Ihr bergt die höchste Gunst in euch: die Wahl dieser Geburt:
Darum versucht, daß ihr des Heimatbodens Glück gewinnt.

Bedenkt, was ihr von eignem Tun, aus meinem Mund erfuhrt;
Noch füge ich zu dem Verkündeten beherzten Rat:
Bewegt Venedig zu dem jungen Bund, den ihr beschwurt!

Die Sonne aus den Herzen, unsere Verjüngung naht!
Seid einig, Männer, daß Italiens Frühling nicht verweht!
Unendlich groß erwogt uns bald des Heilands Seelensaat.
Wie hoheitsvoll des Armen Mut der Hölle widersteht.
Ein Schwanken bloß, ein elendes, entsänke er dem Trost,
Doch leicht aus aller Daseinslast entführt ihn das Gebet.

In Ewigkeit, den Sternen vor, von Bosheit tief umtost,
Bleibt dein Erleuchtungskern im Herzen des geliebten Herrn,
Der, strahlend mit dem Morgenszepter, Wunsch und Einfalt kost:

Durch Blumen führt sein Pfad: der deine hold von Stern zu Stern.

HEIMLICHKEITEN

J'ai l'extase et j'ai la terreur d'être choici.
Mon Dieu m'a dit. *Verlaine.*

Oh, daß ich pflanzlich bin, das weiß ich wohl —, ein alter Urwald scheint in mir zu walten. Ich kann vernünftig meine Wuchtentfaltung zügeln: die seltnen Wünsche und Versuchungen behutsam schonen, die schönen Einfälle fürsorglich hüten. Und doch, der Wald ist immer plötzlich da. Wie lang mag er gewartet haben, bis er in mir, aus dunklen Welten stammend, auf einmal in mich aufflammen konnte. Bis er Flammen zu Fahnen machte, dastand: flammte!

Mein ganzes Wesen, das immer, wiederum Ereignisse umarmen will, kann nur voll von Liebenswürdigkeit lebendig werden. Paris, der Hügel um das Pantheon, wird mir zur Heimat! Der Garten von Cluny ist eine Waldesüberraschung in dieser Großstadt, voll von drohenden Verwüstungen.
Verlaine verlor seine Gewißheit, Welt zu sein, wenn seine Wehmut mit diesen Wipfeln still im Winde hin und wieder wehte. Er liebte die Seine und die Stadt um die Seine und diesen kleinen Hain mit Muttergottesbildern aus der Zeit François Villons, den er beim Verscheiden noch herbeirief. Er, Paul, war die Einfalt und der andre, François, der Übermut von Paris!
An steinernen Stadtüberwältigungen ist Paris sehr reich. Der fabelhafte Wald von Notre-Dame steht nackt, in kalter Flammennacktheit, da.
Zwar haben Menschen dieses Wunder freigelegt, doch kann ihm der Fluß seine natürliche Würde wahren. Er staut sich dort, der braune Strom, und grauer Rauch entsteigt den schweren Flößen. Norden: beinah Holland! Doch nein: Silberpappeln zittern leichtzüngig auf den Seineinseln, wenn feine Nebel um die Kirchenzinken schleiern und immer wieder mildes Licht friedlich die dünne Luft erheitert.
Ein kleiner Hain schmiegt sich auch hier an seine gotische Verwandtschaft. Ein Plätscherwasser plaudert drin, beinah so laut

wie Windesbrausen. Der große Fluß umflutet uns in wunderbarer Stummheit, doch Seufzer voll von Wunschgewalt erlausch ich an diesem Ufer. Des Frankenlandes großes Herz erklärt sich meinem Wesen. Das schlägt, das schlägt, ich hör es: ich weiß, daß ich dazugehöre!

Und um die Morgue herum verschluchtet sich der Fluß, stumm unter Brücken. Und diese grünende, blühende Gotik von Linden und Kastanien und dieser steinernde Wald, die Kathedrale, entflammen noch immer verteufelte Schnurren, groteske Geschöpfe im bösen Paris. Die gigantischen Türme sind zwei gar gewagte Gewaltgegenüber: sie sind Gargantua, sind Pantagruel! Rabelaissche Romantik, Phantastik von Dante erkannten sich beide beim Anblick der schlanken Verknotungsgewalten waghalsigen Verlangens, den Glauben von Gallien in Stein zu gestalten.

Es hockt Quasimodo, der knöchrige Gnom, dort oben im Dom. Es donnert die Glocke, da droht und frohlockt noch das tolle Phantom.

Die zierliche Apsis vermissen wir nimmer: das letzte Jahrhundert erschien und verstand sie sofort. Das sind die geordneten klassischen Rhythmen des heimlichen Gotikers: Charles Baudelaire. Dämonische Zwinglieder führen uns Dämmernde, tragen uns Frierende langsam hinan in das stahlkalte Licht.

Vielleicht in das Nichts!

Entwirren wir uns?

Versuche, versuche!

Noch gibt es Gebote! Dort oben!

Da spuken die Poètes maudits: Tristan Corbière, der Bretone in Gottesnot, Arthur Rimbaud, der gotische Wechselbalg aus den Ardennen, und Stéphane Mallarmé, der vereinsamte Verwandte aller seltnen Esoterik, die verfluchten Dichter, wie Verlaine sie getauft! Dort oben erhalten sie die Aura des Doms; ihr Adel atmet noch zwischen Strebepfeilern, wo die Raben plötzlich, um den Schreck zu leben, fragen.

*

Die Franzosen lieben alte, und die Pariser sogar Bauernmöbel. Die Education sentimentale, Flauberts Pariser Roman, zaubert

die Seine abwärts nach Meudon. Ein liebliches Licht, schimmernde Anmut bewahrt uns vor Langerweile. Zuerst muntre Fahrgäste. Das Dampfboot verschwindet unter schönen, hohen Brücken, dann leuchten Sonnenschirme, glühen Straßenkleider. Die Seine glitzert —, wir sind durch: und zwischen Pappeln schmiegen wir uns über grünem Wassergrunde noch etwas weiter stromabwärts. Die Passagiere werden weniger; der Vorort, häßliche Brücken nähern sich. Wir sausen unten durch, und langsam, langsam rückt das Ziel heran. Ein langer, wahrhaftiger Roman: der Schöpfer will darin verschwinden. Wir sollen ihn nicht wittern. Und doch, ich weiß, dort lebte er, dort drinnen in Meudon!

Wie zart der Frühlingsanfang auf dem Lande vor der Großstadt ist. Auch dort ist alles tief vergeistigt. Die Isle-de-France hat Claude Monet vollendet. Kein Licht und keine Luft ward je so herzhaft verkündet. Venedig, Stadt der klaren Schleiertage, über deine Luft hat keine Lunge noch gesungen, in deines Lichtes Weichheit hat sich kein einziger Mittagsliebling jemals gewiegt. Hier, in Meudon, vergoldet die Sonne hold die ersten Knospen, die noch gelbverschlossen sind. Des Morgens Lauheit wird schon blauer, und hinter grünen Fensterläden enthüllt sich jetzt das Frühlingslicht. Im Garten schimmern frischbelaubte Bäume, und in den Zimmern schillert stilles, stilles Licht. Ein Silberschmetterling aus bleichem Schein verschwindet nimmer auf der glatten Zuckerdose. Ein andrer blaßrer bewegt sich sanft auf einer blanken Schale. Ein kleinster, wie ein Wurm beinah, vergnügt sich schnell auf einem grauen Messer. Draußen im Blauen zwitschern Vögel in den warmen Wind. Auf der Stubendecke flimmern leichte Scheibchen aus wollig-weichem Sonnenschein, so um sich selbst, im Kreise, stumpf herum.

Die süße Buntheit um Bellevue, Altfrankreichs Tradition und auch die Eisenbahnen und Fabriken sind großartig und zugleich zart verinnigt. Unbewohnbar sind die Parkterrassen: Erinnrungen an die Größe einer nahen, aber längst verrauschten Zeit.

Siena ist die Stadt der Seele. Im Süden glüht eine Wüste. Schwarze Zypressen bestätigen die Einsamkeit.
Eichenwälder, voll Verborgenheiten, krümmen sich hinab über die Hügel der Maremmen. Im Osten wogt ein Jubelland, denn dort vergolden sich die Trauben, wenn die Septembersonne schon anfängt, den ganzen Tag nachmittaghaft von leichtem Gold zu schwärmen. Dort bräunen sich die Trauben, wenn die ersten Blätter farblos werden, und blauen plötzlich auf, wenn auch das Himmelsblau die ersten Herbststürme niederzwingt und nochmals auftaucht, um das Jahr freundlich zu beschließen.
Ambrogio Lorenzetti ist der größte Landschafter! Die Seele Sienas kommt über uns. Da steigen schwerbeladne Ochsen aus der Wüste auf. Vergnüglich tragen Mädchen Körbe Obst durch kleine Pforten. Hier ward zum erstenmal die Stadt zur Landschaft. Die wohlhabnen Bauern, die Köhler aus dem Nachbargehölz, die Eseltreiber aus den Weinbergen verkehren ehrenvoll mit den Bürgern der freien Stadt.
Wie glücklich kann unter der Sonne das Leben sein!

*

Wie einfach mag der Himmel sein! Meister Martini hat seinen Engel geschaut: sonst haben ihn die Christen nur gehört. Dieser Engel ist ein Hauch, ein Kind der Ewigkeit. Mit goldnen Himmelsfreuden angetan, erscheint er uns in einem goldnen Traum auf Erden. Und er trat vor die Magd des Herrn. Und als sie ihn gewahrte, erschrak das Weib. Und als die Jungfrau wußte, daß sie Mutter war, wurde sie kreidebleich.

*

Der Condottiere Riccio reitet in die Maremmen. Er trabt von Burg zu Burg. Vorbei an Stachelpfählen. Auf schwarzem Pfade läßt er sich und sein Pferd von stolzer Angriffslust dem Tag der Schlacht entgegentragen.
Der Sieg ist nichts. Ganz allein das Treffen ist alles! Dazu muß Siena, müssen seine Feinde herhalten!

*

Frühmorgens gehts los: im Osten gleich, woher ich komme! Dann steige ich, dann steigst du über Mauern. Warme, herrliche Gefühle auf der Haut! Empor, empor, in unsre eigne Unersättlichkeit, bis rings das Meer, die Landschaft frei und sonnenhell zu deinen Füßen liegt.

DER UMSCHWUNG

Ich höre ein Dengeln von Sensen. Die Ernte wird eingebracht; auch ich bin froh dabei. Schon bringen große Fuhrwerke das Getreide in die Scheunen. Strohblonde Kinder hocken droben und jauchzen. Wiederum ist die Champagne goldig geworden, und die letzte Sonne umflimmert die Reben im ersten Herbsttau; auch die sollen voll von Gold werden. Die Räder der Leiterwagen sind daher mit eisernen Ringen beschlagen und gesichert. Wie Sicheln fahren sie auf einen zu; auch sie ernten ein: die Strecke. Sichtbar besiegen sie Entfernungen.
Bei Vollmond gibts ein Erntefest. Allerhand Gelegenheitsarbeiter sind zusammengeströmt; bald werden sie aber wieder davon sein, um dann aber zur Weinlese nochmals aufzutauchen. Gauklerwagen stehn inmitten der Pappelallee und erschweren den Verkehr. Hunde bellen mehr als sonst; alle Tiere sind aufgeregt, die Gänse in einemfort im Wege, sie werden mit Geschnatter hin und her gescheucht und magern ab. Irgendwo ist eine Sau ausgekommen, und Kinder fangen mit ihr eine Gelegenheitshetze an. Von hochroten, ziemlich angetrunkenen Kerlen wird Apfelwein aus Kellern in Bottiche hervorgepumpt, um auf Karren hinauszuschwanken zu Knechten, Mägden, Landstreichern und allem, was mithilft. Solch ungewöhnliche Aufregung tut dem Dorf wohl.

*

Der Vollmond geht soeben auf; das Fest kann seinen Lauf nehmen. Eine Drehorgel: einige Paare fangen an zu tanzen. Nun erschallt eine Stimme, die Zirkus ankündigt; die Leute rücken rings um einen leeren Kreis voneinander. Zwischen zwei Bäumen wurde ein Seil gespannt: eine rosa Jungfrau mit Seidenblume und Silberähren im Haare geht drauf mit einem Riesensonnenschirm spazieren. Ein Affe in roter Hose mit Soldatenmütze springt auf die Drehorgel, und ein Clown mit Mehlgesicht und Silbersonne auf den Pluderhosen schlägt Purzelbäume. Der Mondschein blaut durch die Blätter auf lauter lachende Gesichter.

Rote, kugelrunde Lampions beleuchten einen Schanktisch. Große Fässer Apfelwein stehn im Umkreis. Wassermelonen aus dem Süden werden in schönen rosa Scheiben feilgeboten; man schlürft die Frucht beinahe ein, so zuckerig und schaumig schmeckt sie. Auch der Apfelwein mundet ausgezeichnet; aber die meisten denken ans Tanzen: wenn doch die Zirkusgeschichte endlich ihr Ende nähme! Ein dicker Papierballon mit entzündetem Schwamm hat sich gut erhitzt und schaukelt nun über Köpfe und Laubkronen hinweg in die fast windstille Mondnacht. Nur wenige haben ihn bemerkt, und ein paar Kinder verfolgen ihn mit den Blicken.

*

Eine geschminkte Dame mit einer lebendigen Riesenschlange um den Hals und über die Schultern zeigt sich dem Publikum. Sie schleppt gewissermaßen das letzte Zirkusende mit sich fort und bringts handgreiflich um den Schanktisch jedem einzelnen dar. Man darfs eigenhändig befühlen. Ein paar Landmädchen erschrecken vor der Schlange und laufen davon; unternehmende Burschen ihnen nach.
Es soll aber noch einen Ball geben. Die Musik ist nun einmal bestellt und zur Stelle: zwei Geigen und ein Cello. Heftig-lila Azetylenlichter verstärken die purpurne Lampionsbeleuchtung, und der Tanz ist schon im Gange: die Paare kugeln sich in der Wagerechten.

*

Wenn nicht Geschlecht und Lust einmal zu oberst und der Verstand mit seinem Kopf zu unterst zu stehn kommen, so kann die Welt nicht weiter fortrollen. Ihr Schnitter und Säemänner seid eben dabei, die Erde im Geleise zu erhalten. Die Mägde sind auch gern dabei und hoch erfreut, sie finden die Weltordnung ausgezeichnet. Gesetze und Weltgründe, um die sich Seher und Späher nächtelang abquälen, sind immer sprungbereit, um im Bewußtsein aufgenommen, durchgefühlt zu werden; man muß nur wissen, wies richtig angepackt wird, damit sie forsch ins

Lebendige eingebracht werden. Was so ein lachendes Mädchen doch alles von der Mondvollkommenheit weiß!

*

Wundervolle Champagne, die Fruchtbarkeit gärt in deinen Ähren, und es ist ein großer Sternschnuppentag. Die Stunden wurden nämlich umgekehrt, die Nacht hat man zum Tag gemacht. Der Apfelwein ist auf das Feld zurückgekehrt, die jungen Leute kriegen kugelrunde Räusche. Sie purzeln ja beim Stehn; nun, so bleiben sie viel lieber gleich beisammen liegen. Wenn dann die Sonne aufkommt, können sies ja gut verschlafen. Alles, was Nacht ist, bleibt wach: es gab noch nie ein besseres Erntejahr und auch noch keinen solchen Sternschnuppenregen. Die Nacht ist warm. Der Wein kann froh gedeihn, doch schenken Sterne, die erst spät heraufziehn, eine unerwünschte Kühle. Das Gras wird naß: das kann nichts tun, ein guter Rausch hält sich die jungen Menschen bis zur Wiederkunft der Sonne heiß und glücklich.

EINSICHT

Ich hatte einmal meine Segelzeit. Damals war ich noch ein Knabe. Was ich erlebte, war das Eiland. Der erste Morgen vor Dalmatien, der erste Morgen bei Sizilien! Das Mittelmeer ein Eilandmeer: Griechenland. Ich schaute das Reich des Traumes, wo der Mond nie untergeht, und als seine Wirklichkeit erkannte ich den Ölbaum.

Hellas zeigt sich uns unter leicht über's Meer gewellten Sonnenschleiern, die das Inselreich entirdischen. Allmorgendlich wird Kypris geboren; Griechenland ist die Ewigkeit der frühen Taustunde. Es ist nun wiederum homerisch geworden. Die Ilias ist seine vollendete Leibhaftigkeit. Die großen spätern Geschlechter sind verschleppt worden, die Ilias ist allein heimatlich geblieben. Die Odyssee hat heute italische Anmut und wunderreiche Abenteuerlichkeit. Achilles aber herrscht über sein vergeistigtes Vaterland. Kein Olymp, keine platonische Gemeinschaft, bloß Hellas Held lebt in Eilandgewässern.

*

Das sah ich als Knabe eines Morgens vor Dalmatien, und dann fand ichs im Mittelmeer immer wieder. Unser Segelschiff umduftete herrliche Eilandluft, ich flog an den Ginsterküsten meiner Seelenheimat vorbei, das Land habe ich aber nie betreten, und ich kann es doch besitzen, oft träumen seine Inseln in meinen Traum herüber.

*

Eines Morgens stand vor mir, dem Kinde, der Ätna: wir segelten bis nahe an den Feuerberg heran und kreuzten dann gegen den Südwind auf Syrakus zu. Der Ätna ist für mich geblieben, was er im ersten Augenblick war: Sinnbild der Schönheit. Eine silberne Pyramide, die eine ganze Welt in ihre Vollkommenheit emportragen kann, und die ein silbernder Komet, vom Himmel aus, voll Inbrunst küßt und undenklich leicht in der Schwebe hält. Das ist der Ätna mit seiner Rauchwolke! Ähnlich ist

überhaupt die Gestalt jedes Nebelgebirges zu schauen, doch der Himmelberg Siziliens bleibt in seiner morgenhaften Einfachheit aller Berge ewiges Wahrzeichen.

*

Einmal begab sichs, viel später, daß ich in Syrakus das Land betrat. Schwermütig umfing mich das griechische Theater. Vom Ätna konnte ich dort bloß den Schneegipfel erspähn. Die Stadt sagte mir das eigne Trauerspiel; sie gab mir ein: Nur vom Theater wirst du es gewahren. Syrakus ist gestorben, doch weit verstreut in der Unterwelt seiner Steinbrüche verjüngt sich mit grünender Freudigkeit, überblüht sich seine abgeschiedne Seele noch immer mütterlich und zugleich brauthaft mild und keusch. Steigen von dort Chöre Toter empor? Wie sollt ichs wissen: das Land ist kahl geworden und hadert ohnmächtig mit Wind und Sonne. Schutzlos bliebs den ursprünglichsten Mächten ausgeliefert. Hier schaust du das Schicksal einer Landschaft. Die Quellen mußten verdursten, damit der Mensch frei werde, die heiligen Bäume mußten ersticken, damit der Mensch eigenmächtig werde. Als der tiefste Brunnen versagte, da wurde der Mann sprachbegabt. Als keine Früchte mehr die Staubwege der jüngsten Wüste überschütteten, da kam das Weib des Sohnes nieder. Der Wald schüttelte seine Geister ab, und Greise kamen in Scharen zur Stadt, um einen Helden zu schützen, und sie warnten unterwegs ihren eigenen König. Das Trauerspiel begann bei einfallender Dämmerung. Greisinnen begannen Unheil zu schauen, und sie klagten. Die ewigen Kinder, unsre lieben Sterne, lächelten einfältig und gläubig zu den Menschen hernieder.
Heute überdauern uns noch die Zypressen von Syrakus, in stummen Gemeinschaften leben sie in den altertümlichen Steinbrüchen fort; zu uns Menschen gelangen sie aber nicht mehr. Wer bestimmt unser Schicksal? Ich kann es nicht wissen: lenken wir uns selber? Es soll sich der Herr auf uns, nicht wir auf ihn verlassen.
Die Sichel wird zwischen lieblichen Abendschleiern deutlich sichtbar.

Die Segel trugen mich immer wieder fort vom Ätna. So kam ich oft in eine Bucht, wo Knaben am Strand im Schutz breitüberhängender Brotbäume badeten, denn der Tag stand groß am Himmel. Während ich die Segel einzog, wogte mein Boot hochschäumend bis an die Landungsklippe. Rasch setzte ich auf den Felsen und befand mich schon auf einem Eiland.

Alte Grotten funkelten mir zu Häupten. Sie schienen aus Bronze oder echtem Gold zu sein, so wunderbar dunkel und leuchtend war das Gestein geworden. Moose, wirkliche Moose, wie ich sie noch niemals sah, rankten sich in prachtvoller Verkettung wie edler Metallrost über die Schimmerwände empor. Spiegellichter des Meeres verlebendigten mit diamantner Helligkeit die steilen Bergeingänge. Als ich näher zusah, entdeckte ich aber auch Eidechsen, die beim Flimmergeschehn mitfunkelten. Sie bewegten sich so seltsam, als ob sie künstlich, gar kostbare Schmelzarbeit eines Goldschmiedes, mit feinstem Gehwerk, wären. Ich trat ein, es war die größte Grotte. Tropfsteine und ganz neue Tiere, wie Herzen oder Sterne, erzählten mir von ihrer innersten Gotik. Ich aber suchte weiter, ich wollte den Einsiedler finden, endlich kam ich zu mir. Der Traum war meine Wirklichkeit geworden. In der Seele fand ich jedes Eiland, dem ich nachsinnen wollte, in seiner alten Vollkommenheit, auf sich beschränkt, in sich abgeschlossen. Meine große Sehnsucht hatte ihre Flotte von Segelschiffen langsam fertig gebaut. Mir gehört die Insel der Ungestörten. Die Schönheit zieht als Schwan hinaus, zur Abschiedssonne. Der Sichelmond erglimmt, so kann ich wieder segeln.

VINZENZ VAN GOGH

Das starke Temperament der großen Epoche war ein Sonnenanbeter: Vinzenz van Gogh. Ein durchaus religiöser Mensch, aber ein Kind im Glauben an Felder, Bäume, Farben, Hitze, lebendige Südlichkeiten. Ganz ein Kind unsrer materialistisch befangnen Zeit. Was brach ihn, brachte ihn zum Wahnsinn? Daß es nicht gelingen kann, Ekstase, die in der eignen Seele entbunden ist, hinauszutragen in eine Umgebung der Anschauung; oder besser, sie in Pflanze und Staude hineinzugeheimnissen. Er wäre gesund gewesen, wenn er sich in visionäre Farbenmetaphysik verstiegen hätte, nun aber krampfte er sich an Bäume, verschwärmte sein Erleuchtetsein über Gemäuer und Gegipfel, starrte festgebannt in die Mittagsonne, verlangte Seele, die er übermächtig inne hatte, von draußen, vom Unbeseelten und Unseligen. Die Gegenstände sollten sprechen, wo Schweigen ihre Natur war: schreien, ihm, dem Genialsten, ihr Wort verkünden; doch nicht, um zu beruhigen, sondern um ihn zum Echo zu machen. Der Mensch das vielseitige Echo der Dinge! Dieses auf den Kopfstellen der Hierarchie in der Schöpfung wurde zum pantheistischen Wahnsinn. Daran starb Van Gogh. Eine große Natur sollte zugrunde gehn. So mußte es einmal kommen. Van Gogh aber ist der erste Expressionist.

MARC

Unsre Zeit hat ein großes Vorhaben: einen neuen Ausbruch der Seele! Das Ich schafft sich die Welt. Der Bedingtheit gilt der Kampf. Die Widerstände sind belanglos.

Franz Marc ist vorangeritten, um seine Farbenflagge zu hissen. Er selbst war der »blaue Reiter«; das Roß, das er ritt, hatte eine blaue Seele wie er. So trug er seine Fahne über blaue Gletscher, über blau beblümte Wiesen, durch das weiße Wolkenvolk hindurch, ins Blitzblaue. Plötzlich stand er still: blau wogte ihm das Meer entgegen. Dort pflanzte er seine Standarte in den weichen Sand; denn Franz Marc war ein Fähnrich!

Wir brauchen keine Ereignisse, um sie zu illustrieren, wir haben unsern Ahnenkult im Blut; jede gut getroffene Farbe ist ein Sieg über das Chaos. Jeder Buntblitz eine Warnung an den Philister, er solle sich nicht in seiner Welt allzu weich einbetten. Weg mit allen Daunen und Kissen der Bequemlichkeit: sie sollen davonfliegen, Wolken werden, Blitze mitführen, Gewitter entladen! In uns ist der Hagel, das Wettern, der Donner. Rot soll eine Wolke über Mittagswiesen dahinkollern. Rot, als obs Abend würde, denn der Weltenbrand wird auf einmal, um die Mittagswende, aus uns Menschen hervorbrechen. Ein großgeöffnetes Herz soll ihn dann nach oben schreien. Das kündigt uns Franz Marc bereits an.

Er wird bei uns bleiben. Er hat uns seine Tiere zurückgelassen: wir sollen sie liebhaben und ihren Schöpfer nicht vergessen. Tiere vertreten hier, bei den Menschen, das Ausdrückliche im Charakter, denn sie sind einfach. Jedes Tier ist die Verkörperung von seinem kosmischen Rhythmus. Die Arten hängen von den Sternen ab. Wenn eine Gattung Tier von der Erde verschwindet, so kommt etwas Besonderes dort oben, in den Tierbildern aus Sternenangst und ihrem als Sterne Erflammen, vor. Nur der Mensch kann von den Sternen, die ihn einst in die Lotrechte emporgehoben haben, nicht zu Tode getroffen werden, denn der Mensch ist frei. Das weiß Franz Marc.

Jedes Ding verleiblicht seinen Sternenrhythmus, das Tier trägt ihn mit sich herum. Jedes Tier birgt in sich den Keim zu einer Seele. Wo mag sie sich wohl offenbaren? In einem Übers-Tier-Hinaus? In seinem Sternbild? Hier bei uns ist das Tier noch keine Erfüllung seiner selbst, wohl aber sein tragischer Beginn. Die meisten Tiere sind schön, jedoch nicht glücklich. Ihre Verkörperung geschah vielleicht aus Schreck vor ihrer unabwendbaren Zukunft in den Sternen. Am Anfang steht die Angst.
Bei den Tieren. Beim Menschen ists der Beschluß. Darum steht der Mensch aufrecht, und die Sterne sind bereits seine Krone: vielleicht erreicht nur er sein Ziel. Vorläufig trägt er es noch in sich über Kriege, Gebirge und Meere.
Das alles wittert der Lyriker Marc. Und noch viel mehr weiß er uns zu erzählen. Aber gerade weil die Tiere ein Abgrund sind, weil ihr Wesen in Frage steht, liebt er sie. Er will sie streicheln: Marc glaubt nicht an ihr Verkümmertsein. Es bleibt sehr bezeichnend, daß er ein wunderschönes Bild »Tierschicksal« genannt hat.
»Affenfries« heißt eine andere Schöpfung von Marc. Die Gleichartigkeit der Bewegungen beim Affen, sein unaufhörliches Emporklettern, sein unausgesetzt mit der Hand Herabsteigen, das tragische Einerlei der baumbewohnenden Beweglichkeiten: Affe, veranlaßte Marc, seinen Fries zusammenzukegeln. Der Affenrhythmik entsprechend, wurde da jedes Blatt, jeder Zweig ein plastischer Ausdruck von Gelenkigkeiten. So kommt man durch den modernen Stil auf Abstraktionen.

MUNCH

Dem Norden wurde seine Kunst geboren. Das geschah in großer Erotik: eine herrliche Gewitterentladung ging nieder: Edward Munch. Eine gespenstige Erotik wurde geschaut, das geschah mit prachtvoller Kunstentfaltung: Edward Munch.

Feenhaftes Wetterleuchten zieht über Land: eine grüne Karawane Tannen ist für einen Augenblick zum Atemholen stehn geblieben. Aber sie hört nicht auf zu brennen, grün zu brennen, grün ihre Äste zum Gebet aufzurichten. Sie besinnen sich ihrer Herkunft im stillen Tal der Kristalle, die guten Nadelbäume. Noch fabeln sie zu einander: als ich Obelisk war. Einige alte, versponnene, ganz verwitterte Greise unter ihnen sagen, als Pyramiden wären sie dagestanden. Sie hoffen bestimmt alle miteinander auf das Tal der Kristalle.

Ein paar alte Bäume, außerordentlich prägnant, bloß auf den Ausdruck hin, drauflos gezeichnet: trianguliert! Doch dort müssen Eichhörnchen sein: und überdies ein großes Wunder! Aber kein Untier. Vielleicht tragen es erst zwei Liebende hinein. Obs die schweren Äste fühlen?

Ein erotisches Rosa, eine immer noch neugierige Sonne: wohl als unstillbares Loch in der Welt! So ist der langschleichende Sommerabend im Norden. Dazu priapische Reflexe im liebesdurstigen Stromwasser. Zwei Liebende am Strand, immer gut verschlungen, einander in den Armen. Munch ist stark erotisch, aber nicht sinnlich; seine expressionistische Technik verbietet das. Eine Hauptfarbe, ein Hautton, riesenhafte Schwarzwirkung.

Und immer wieder die gleiche Erscheinung: ein tränenblaß gewandetes Mädchen steht allein am Strand: See und Ufer lilaeingeschleiert. Eine goldne Kundenkugel lange, lange überm Horizont: im Meere ihre weltgeschlechtlich tiefen Spiegelungen: Sinnbildhaftigkeit der Männlichkeit in Gold und Glut. Fabelhafte Bluterschütterungen tropfen, knospen im Abendangehn in den atemangehaltnen Liebesfarben durch das Wasser, auf das Mädchen in der goldnen Haarbekleidung zu: aber alles das ist zart. Endlich nähert sich das Taggestirn so weit dem Abendrand,

daß es breit und kupferglutig anglimmt. Und ein Kreuz erscheint um Sonnentodgang. Aber die Sonne selbst ist ja kupferköpfig, und ihr Liebesschwur im Wasser herzt sich eng an sie heran und funkelt kupferkronig. Das Mädchen sieht und versteht das Geheimnis nicht: doch es weiß es. Das lodernde Geschlecht, das bedrohliche, das andre, das bloß gespiegelt vorgetäuscht wird, stürzt mit dem warmwohligen, wirklicheignen Geschlecht ineinander: O Sonne! Sie fallen zusammen: die Leibhaftigkeit, das Weib, und sein Traum im Wasser und sein Beträumer in Alge und Pflanze, sein Umwittern: das Tier. Eine Tragödie: dort erhebt sich die Kreuzigung, Sonnenhaupt und gespiegelter Scheinleib strecken die nämlichen Arme, den rechten und den linken, weit aus, eröffnen den Horizont, begaben leidreich und sterbend den anhauchenden Abend mit Gestirntheit. Die Hände selbst krampfen sich als Schmerzsterne auseinander. Das Mädchen sieht das. — Wenn Munchs Farben Erotik, Geheimnis voll Feierlichkeit sind, so gehn sie doch nie auf den Weltgrund: der ist schwarz. Gerade bei ihm tragisch-schwarz, verhängnis-weiß. Ein Mädchen wendet sich von der Sonne ab, um mit dem Schatten allein dazustehn. Ihr Haar kann nun auch die schwarze Last der flügelnden Seele sein. Willkürlich in der Technik, unweigerlich an ihrer Stelle, sind ein paar Ritzchen mit dem Nagel eingesetzt, damit wir Haar von Gesichtsausdruck unterscheiden. Denn alles ist überschattet, emporschweifend umdunkelt. Der Sonnentod scheint weißglühend gedacht.

CHAGALL

Ein kosmisches Kind lebt unter uns. Marc Chagall. Der Märchenprinz mit absoluter Farbe. Die Farbe ist sein Himmelreich, seine Erde. Noch niemand hat so sicher und gütig in seinem Reiche der Farbe geherrscht. Wo sie aufblutet, ist alles zum besten bestellt; denn im Grunde ist jede starke Empfindung, schon wegen ihrer Echtheit, gut. Selten, aber gut. Chagalls Farbe ist Urfarbe: die Güte im Kosmos. Er, ein Russe, erklärt sich die Weltseele ganz märchenhaft. Aus dem Gefühl hervor. Er will den Dingen auf den Grund sehn. Sie sind aber Dinge, keine Rätsel. Eigentlich hat er sie in der Hand: sogar im Kopf. Und zwar beim Wachsein. Er träumt nicht, Chagall, sondern erzählt uns seine Märchen.

Chagall hat die Kindheit in Vaters Kramladen zugebracht. Die Waage hüpft und saust in seiner Einbildung noch immer auf und ab. Er wiegt seine Farben gar behutsam; würzt mit Gelb, pfeffert mit Rot. Mit Lila züngelt er das Gleichgewicht aus. Und mit was für Lilas. Die gibts nur bei seines Vaters Sohn. Seine Waagschalen können hüpfen, das muß man ihm lassen! Auf einem Bilde halten sich Samowar und blauer Mann das Gegengewicht. Der Samowar ist schwarz und weiß, er steht weit vorn und ist schwerer als der Blauuniformierte. Obschon er Tropfen aus dem Spund verliert. Der Gendarm siehts und ärgert sich. Das Gleichgewicht stellt er aber nicht her, der blaue Gendarm: im Gegenteil, seine Tellermütze fliegt ihm wie eine emporgeschnellte Waagschale vom Kopf weg auf und davon. Wo sie Chagalls Auge soeben erhascht, stellt er das künstlerische Gleichgewicht her. Ein schnurriger Einfall im Hirn des Bemützten mag das Hexenstücklein vollbracht haben. Auf dem Tisch tanzen Männlein und Weiblein, klein wie Spielzeug, umher. Sie hätten auf einer Waage Platz, so winzig sind sie. Dann wäre ja eine Art Märchenschaukel auch dabei. Wer wohl mehr wiegt, der Tanzmann oder die Tanzmaid? Die Musik macht der Samowar: denn es siedet drin rum. Wie gewichtig noch immer die Tropfen heruntersickern. Aus dem Brummsamowar. Also

ein Brummsamowar gegen einen Brummschädel: im gleichen Bild. Eine Waage! Folglich nochmals die Frage: wer wiegt wohl mehr?

Immer noch das gleiche Bild: im Hintergrund ein Fenster mit Rechteck-Einteilung. Durch das Fenster oder, besser, im Fenster zu sehn: der Mond mit seinen blauen Bedeutungen und silbernen Beweisen. Ein Baum ganz aus Sternen. Blumen sind zu Lieblichkeiten gewordne Sterne. Dann kommt (noch immer im Fenster): eine Beleuchtung der Nacht mit Kometen und Raketen. Als Überraschungsstück: schweifende Wunder. Ferner: Ein Haus, eigentlich Das Haus. Mit einem Auge. Alles das im Fenster zu sehn, in Schubfächer, wie in Vaters Kramladen, eingeteilt. Das ganze Fenster somit ein Schrank mit Schiebekästchen.

Einmal malt Chagall die Bude aus der Vaterzeit. Wiederum ein Märchenladen. Alles sehr genau ausgewogen. Wundervoll durchsiebt. Wer kann über die Farben berichten! Alle Samtigkeiten der Welt verbinden sich und gaukeln hervor. Wenn wir noch vom blauen Gendarm und dem Samowar sprechen, so bewundern wir das Nachtschwarz mit seinen Schneemöglichkeiten im Kessel. Welche Mondinnigkeiten auf dem schwarzen Kessel! Und die blaue Wahrheit im ganzen Bild! Ja, sie ist da, überallhin verteilt, wie es mit der Wahrheit sein soll. Und auch kann. Sie ist vorhanden!

Gar hoheitsvoll dunkeln, bei Nacht, zart von Kerzenschein durchsternt, die altbemalten Kirchen aller frommgebornen Klöster. Vom Abend bis zum Sonnenaufgang singen und beten, bei weiheernstem Gottesdienst, die Männer, die nur wenig am Tage schlafen sollen, denn Wachsame sind sie vor die Welt gestellt! Mit langen schwarzen oder kristallhaft, in schweren Entbehrungsjahren, verblaßten Büsten psalmodieren sie, von hellem Stundenschlag im Finstern zu hellem Stundenschlag, zwischen morschenden Stehbänken mit Lehnen, auf denen ein Ermüdeter kaum aufhocken darf, bis das vorgesetzte Lied sehr spät verwehen will. Ihre Stimmen sind näselnd, nur selten klar und Rubinen gleich, die zu den Bildern Gemarterter mit blutenden Wunden aufsteigen. Das Pflaster ihrer Kirchen ward oft mit Kosmatenarbeit, wie sonst bloß der Boden alter Heiligtümer in Rom, verziert. Wer hat diese seltsamen Musterungen um die purpurnen Blutsteinscheiben eingelegt? Weilte einst einer der Brüder aus der Kosmatenfamilie im heiligen Athosgelände? Schwerfällige Gesangbücher aus Eselshaut schleppen, während des Gottesdienstes, gar alte Priester, singend und lobpreisend den Gekreuzigten, in schwarzen Talaren, so müde von einem Tisch aus Sandelholz mit perlmutternder Krustenarbeit zur Rechten, kaum mehr so vieler, ihrer eigenen Last des Leibes standhaltend, zu einem Tisch zur Linken mit perlmutternder Krustenarbeit: und sie singen fast stimmlos das Hohelied der weinenden Mutter unterm Kreuz des verscheidenden Erlösers und Sohnes. Beinah stimmlos fällt der Bruderschaft näselndes Wehklagen um den Ewig-Gekreuzigten, bis ans Weltende, ein. Und da werden Messingkronen, die den Doppeladler des byzantinischen Kaiserreichs tragen, voll von brennenden Kerzen, in der Kirche Kuppel gezogen. Wie Stimmen feiern auch die Lichter Gottesdienst, und ich fühle, ein Sternbild, vielleicht die Plejaden, geht draußen über Seegebraus, bei Samothrake auf. Von der Schwere seines Amtes, den Brüdern durch Gesang so viel Schmerz des Herrn zu künden, den Gekreuzigten im Herzen tragend, tritt der schwarzverhüllte Weiß-

bart zurück; und ein andrer Greis übernimmt das heilige Buch und trägt es, fast stimmlos singend, vom gleichen Tisch aus Sandelholz mit perlmutternder Krustenarbeit zur Linken, beinah ohne Macht, sein eignes Greisentum zu zerren, zum Tisch zur Rechten aus Sandelholz mit perlmutternder Krustenarbeit. Und eine andre Messingkrone, den Pelikan, der sein Herzblut für die eigne Brut hingibt, tragend, wird voll von schimmernden Lichtern emporgezogen. Da denk ich: das große Sternbild des Stieres neigt sich, draußen wo der Sturm ruhlos sucht und schluchzt, über die schlummernde Insel Imbros. — Nun stirbt der Heiland am Kreuz: sein Wissen ums Weltweh müssen Mönche spüren und wünschen es zu spüren; drum singen sie vom Golgatha. Ein jüngerer Mann, schwarzbärtig, schwarzverhüllt, vermag es jetzt, das Buch mit allen Offenbarungen vom Tisch der Verheißung nach Süden zum Tisch der Verheißung nach Norden zu tragen. Bei so hohem Geschehn wird eine Messingkrone, ohne gleichnishafte Tierzierde, herabgelassen, denn ihre Lichter seien ausgelöscht; ich aber weiß: die Hyaden verschwinden hinter Tenedos, dort wo einst Ilion sank!

VOR DEN PYRAMIDEN

Ich muß weg über hundert Stufen,
ich muß empor und hör mich rufen:
hart bist du! Sind wir denn von Stein?
Ich muß weg über hundert Stufen,
und niemand möchte Stufe sein.

Nietzsche

Wie ist es möglich, daß urkindliche Völker kunstgerechter Sprachen Eigner und Hüter gewesen sind? Wir wollen es versuchen, auf Umweg, darauf unsere Antwort zu geben. Noch bevor die Jahrhunderte der Eilfertigkeit, wie Goethe es vorher gedeutet hatte, über die Menschen hereingebrochen waren, gerieten bereits ihre Reden allzu rasch in Fluß: viel Schrifttum ist längst geschwätzig geworden. Heute bleiben uns noch einige Dichter, als Bewahrer der Sprache, doch laufen sie dann Gefahr, ihr zu verfallen. Früher kann es nur anders gewesen sein: die Sprache, innere Sonne um das Wort im Menschen — wie die sichtbare Sonne feuriger Ausdruck Gottes — ist über die Welt gekommen, damit der Mensch werden könne. Trotzdem ist er, solang er sich vollkommen sonnenblütig zu erhalten vermocht hat, ihr Eigentümer gewesen. Die Sprachen aber sind immer noch, abschon sie zu verkommen drohen, da: sie bestehn im Sinn der Ideen Platons. In seinem Kratylos verdanken wir dem Schöpfer der Akademie am Kephissos die große Auskunft darüber.

Es lautet eine Verknüpfung Sage gewordener Vermutungen, Platon wäre im Großen Ägypten gewesen, Ägypten hätte ihm durch die Kraft befugter Priester seine eigene Auskunft über das vergangene Stammland Atlantis übermittelt, dadurch zum Belieben des hellenischen Weisen seine fernen Kenntnisse, zugunsten des Gesichtes im Timaeos und Kritias, eingehändigt. Ist es nicht Abraham gleichartig durch Melchisedeks Wort aus dem Zweistromland ergangen? Hat nicht damals, nach dem geweihten Zusammentreffen, der Stammvater Israels die Kenntnisse des Opferns und seiner Zugänge erworben? Ein zuerst geborener

Mensch ist also tief begabt gewesen. Er hat gewußt, und man hat auf ihn gehört. Sogar Tiere sollten durch ihn von ihrer Abkunft vernommen haben: was ihnen über uns zugekommen wäre, hätte dann durch sie im irdischen Sonnenreich festgebannt bleiben müssen. Nur durch solche Gottnähe, Ursprünglichkeit der Patriarchen sind Kulte geweiht, auch Lehren über die Gestirne berechtigt.

Die frühen Ägypter, in der Hut ihrer Tiergötzen, sind naturgemäß, sündlos, weil innerlich unbehelligt gewesen; sie hatten noch keine Stimme des Verführers vernommen; dann erst ist überhaupt die Täuschung vom Auszug, durch die Hebräer, ein Abbruch vom gesunden Nährboden des Nilschlammes, in das Dasein gelangt. Damals hat man die Erbsünde an- und auf sich genommen, ist ein Stamm damit abgezogen. Ihm ist der Aufrührer, Beleidiger des Ägypters: Gottgesandter, erhellter Seher. Ein Herr, von Dem man sich weder ein Bildnis, noch ein Gleichnis machen darf, ist genial erfunden; doch wird sofort, wer Ihn bekennt, aus Eden vertrieben werden. Unser Gott ward aber wieder paradiesisch: der jüdische Bilderstürmer in Jesus ist gekreuzigt worden, gestorben; im asiatischen Christus unsterblich, hat Er Seine österliche Auferstehung, also Lenzbelaubung, gehabt. Der Welt Weiblichkeit in der Eva ist wahrlich in der Mutter des Heilandes erlöst. Wenn irgendwo, so sind in unserm Christentum die Ideen Platons zur Wirksamkeit gebracht worden. Wir haben im Grunde keinen außermenschlichen persönlichen Gott der Hebräer, wie beispielsweise auch die Mohammedaner, sondern Gott ist unsre tiefste Idee, Jesus Christus ihre Verkörperung auf Erden. Der Geist: blutlicher Bekenntnisse Überwindung aller Fernen und Fremdheiten zu Gott. Ihm verdanken wir Kult, Kultur. Er hat uns Kunst und lebenspendendes Wissen eingegeben. Unsre Dreifaltigkeit ist unindisch. Ihre Wahrhaftigkeit ist zuerst unter Semiten in Erscheinung getreten; Juden hat sie vor allen ergriffen; doch vorgeahnt hatten sie die Hellenen. Der Mysterienkult auf Samothrake ist ihr vornehmster Weissager gewesen. Allerdings bloß in Ahnungen, ohne für uns stichhaltige Bildhaftigkeiten. Die Fügungen haben sich, dem Menschen zu,

durch Christi Opfertod ereignet. Durch Jesu Opferwandeln ist es gekommen, daß zu unserm selig erfaßten Glauben kein geschwätziges Schrifttum vorhanden sein mag. Astrosophisch geschaut, verhält sich der Unterschied zwischen der indischen Trimurti und unserer Dreifaltigkeit so: aus dem Aeon der Zwillinge ist die iranische Lehre des Weltzwiespaltes hervorgebrochen; unter dem Sternbild des Stieres hat der Geist der Hindu am Ganges die Verbindbarkeit der geteilten Welt im Menschen erwiesen: auf diesem höchsten Ereignis beruht die Trimurti. Der eifrige Gott asiatischer Wüstenstämme ist vornehmlich erhabendstes Erlebnis unterm Tierkreiszeichen des Widders; seine Verströmung ins Blut des Menschensohnes und das Bekenntnis unsrer geistigen Zurückflutung in Gott wurde, dem Aeon unterm Sternbild der Fische entgegenglühend, lebendige Einsicht. Da ergab sich uns die Dreifaltigkeit.

Durch den unsichtbaren Herrn auf dem Sinai ist der erste Zweifel an die Zuverlässigkeit der Sinnkraft in die Welt gekommen; damit aber wird der Leib fluchbeladen. Eine zweite Sünde zu tun, hat uns Erkenntnis veranlaßt, und zwar in entscheidendem Ausmaß nach Christi Kommen: folglich nach Versöhnung mit allen begangenen und noch zu begehenden Erzbrüchen. Das ist gewesen, als wir den Sinnen, unserer paradiesischen Mitgift, zum zweitenmal nicht mehr trauten und uns daher sagen mußten: die Sonne dreht sich nicht, wie du es annimmst, um deine Erde, sondern das Gegenteil stellt der Geistige fest. Bisher gibt es also diese zwei Bestürzungen unter uns. In beiden Fällen sagen, die darüber im Klaren sind: Folglich bin nicht ich die Mitte. Für den Mystiker gibt es aber kein folglich, er bleibt übers Ich hinaus Mittler im Herrn. Also wäre Moses ein Verwegener gewesen im ersten Anspruch auf diese Wortesbedeutung von »folglich«, was Gefolgschaft nachzieht? Nun sagt aber Hegel, es sei die höchste Ehre, schuldig sein zu dürfen. Wir könnten weitergehn: der Begriff der Ehre entsteht bei Abfall; trotz der Seele Gefährlichkeiten gibt er dem Charakter Beherrschtheit über Hin- und Abneigungen. In der Heiligen Schrift offenbart sich uns die Gewalt Gottes durch die Eigenmacht Moses'.

Als Ägypter Herodot gesagt hatten, die Hellenen seien Knaben, die niemals Erwachsene werden könnten, war durch solches Greisenlächeln der Sonne Niedergang in unserm Blut schon gekennzeichnet. In Hellas haben sich damals die Götter verjüngt; besonders Apollon vermochte es, vor den Pforten der Gymnasien, Bart und Gewand abzuwerfen. Seine Nacktheit hat zu strahlen begonnen, bald sollte wieder das rein Naturgemäße als Idee Erleuchtung bringen! Allerdings war der Gott längst von seiner bloßen Natürlichkeit, die Helios als sichtbaren Lenker übernommen hatte, in der Vorstellung der Menschen abgewichen. Unsere wahrste Naturgemäßheit erläutert Platon durch die Urgewalt der Ideen; wir können uns nunmehr vom erstaunlichsten Eigentum des Menschen überzeugen. Platon spricht im Timäos den vier empedokleischen Elementen — durch Ermächtigung ihm naturgemäßer Gedankengänge — vier in der Natur vorhandene Kristallbildungsmöglichkeiten zu. Das kann für uns heißen: in der Welt selbst ist, gegen ihren Verfall bei Mengungen, gestaltende Erneuerungskraft durch Läuterung eingesetzt. Das Gesundung bringende Wesen bekundet sich — Hellenen haben es ebensogut wie männliche Östler gewußt — sonnenhaft. In den Gestaltungen Apollons, seines Sohnes Asklepios', hat der Grieche auch dieses Wittern, dann Wissen, eindeutig ausgeprägt. Die Ägypter sind ehemals Wüstenmenschen, — wenn auch vielleicht nicht solange wie die Hebräer, andere Semitenstämme, später auch die Araber — ein Wandervolk gewesen; darum mußten sie in manchem Wesentlichen Pilger bleiben. Verschiebungen der Reiche sollten sich im Verlauf der Geschichte ergeben! Neid mag sie erfaßt haben, wenn ein Volk das Wagnis seines Auszuges auf sich genommen hatte. In der Wüste ist der Mann Herr über Hab und — Gott, weil noch unerschrocken vor Gut, als Rechtsbegriff. Kennt der Nomade bereits ein Äußerstes? Er trägt das Ziel, das im ihm selbst wirksam ist, im Kreis herum. Nachdem sich der Ägypter im Fruchtland des Niles ansässig gemacht hatte, mußte er bald erkennen, daß — wie es in einer der hohen Reden Gotamo Buddhas heißt — der Mensch eine Höhle ist, zum Unterschied der Dinge und Wesen, die sich in ihren Ober-

flächen kundtun; der Mensch aber ist darüber entsetzt gewesen. Die Wüste mußte ihm daher zur Gegend seiner Unschuld und heilig werden. Dort war es Menschen gelungen, zwar spärlich, doch selbstherrlich zu leben. In der Wüste oder auf den Gletschern ist der Mann unbewußt zu Gott gekommen; nach dem Verlassen der Einsamkeit, im Fruchtland also, hat er sich der vor- und frühmenschlichen Gemeinsamkeiten im Urwald besonnen. Seiner Arbeit Lohn aber sollte, von nun an, das wiedergewonnene Paradies sein! Vergötterte Genossen mußten dem Menschen Tiere oder sogar Pflanzen, selbstgeschaffene Gegenstände werden. Was über Ägypten gesagt ist, dürfte sich auf verwandte Art noch früher im Zweistromland zugetragen haben; auch dort ist die Wüste heilig geblieben; der Auserlesene wallfahrtete *hinaus* — *eigentlich* zurück —, um zu opfern. So hat es auch Gott in den Kindern Israels bestimmt.

Der Ägypter hatte sich an der Wüste Saum Beispiele gesetzt: die Pyramiden. Das natürliche Ägypten ist ein Land voll von pyramidenähnlichen Hügeln; doch menschensinnnatürlich ist nur die kristallische Idee der Pyramide, wie sie unter der dritten und vierten Dynastie verwirklicht worden ist.

Die Pyramide hat die Sonne aufgebaut: ihre Vollzieher, die Ägypter, sind bei der Aufrichtung zur Idee eigenen Menschentums erhoben, geläutert, vor Gefahr raschen Verfalls bewahrt worden. Es gibt keinen Zwiespalt zwischen Sonne und Erde, weder in uns, noch um uns. Die Erde ist in der Sonne urenthalten. Doch wir kennen ein Doppelspiel. Das natürliche, es ist das, was gesetzmäßig und folgerichtig abläuft, daher — in die Unendlichkeit hinaus — verfällt; und wir können die uns naturgemäße Kraft zur Mitte, sie zieht das Entsprechende an, gestaltet es. Ihr Gebot soll das eiserne Gesetz brechen. Das »Eines tut not« beleuchtet diesen Gegensatz tragisch. Die Mächte, die uns den Antrieb zum Aufbau um die Mitte verleihn, sind uns unsichtbar, weil beständig wie die Zeit: ungeworden. Doch die erhebenden Gewalten in uns erborgen Hilfe vom sichtbaren Licht: Eigentlich ist ihnen, die das Gestirn in eine Welt der

Zwecke verlegt haben, das Ziel die Sonne. Soweit wir es außerhalb von uns, also bloß im Sinnenbereich, den wir aber mit unsrer Wesenheit erfüllen, gewahren können, folgt Licht den scheidenden Gesetzen, nicht dem Gebot einigenden Erloderns. Was wir die Sonne nennen, ist kugelrund und veranschaulicht uns damit, daß es einmal verrollen muß. Doch der Urkern soll, weil uns mächtiger als dem Gestirne innewohnend, über Entflammte hinweg, ewig sein! Die selbstbestimmte Härte der Lebensbedingungen, nicht die Strenge eines Charakters, ist in uns die Erde; ihr verdankt die Welt Bewußtsein, unser Opfer dafür ist der Tod. Durch das Aufgeben der Kenntnis des irdisch Greifbaren aber werden wir der Ewigkeit der innern Sonne teilhaftig. Unter dem Strahlenzelt der auf Erden wirksamen Sonne sind die Pyramiden der innern Kristallsonne gleichniserfüllende Trümpfe. Was im Menschen naturgemäß, nicht in seiner ihm sinnlich zugänglichen Welt der Gestalten natürlich ist, sei nämlich »Die Sonne« genannt, wie sie uns eignet, ihre Welt zu bestellen. Ihrem Geheiß folgen große Bekenntnisse fast ausnahmslos. Ebenso bedeutungsvoll wie die Pyramiden ist für uns das Wissen von den Ideen Platons. Die Pyramide ist in ihrer steinernen Eindeutigkeit, strengen Formung auch bereits mit entsprechender Musik, beispielsweise den Fugen von Joh. Seb. Bach verglichen worden. Übrigens gibt es, bei Gizeh, der Pyramide herrlichsten Dreiklang: der Arabischen Wüste als Gestein entnommen, beherrscht er die Sahara. Deshalb kennen wir auf unserm Erdenrund keinen so geweihten Boden wie den Sand von Lybien über Algerien und Marokko bis ans westliche Meer. Welcher Bereich wäre auch so hoher Göttlichkeit würdig wie dieser Sand der Verlassenheit! Der Pyramide Größe kann nur ein Geschlecht ermessen, dem das Göttliche durch Erreichung der Idee lebendig ist, nicht aber ein Götze, auch kein persönlicher Gott. Deshalb bleiben verschiedenen Stämmen diese Male zur Urbesinnung unsrer Herkunft stumm. Fortschreitenden Völkern wie den Hebräern mußte die Pyramide entgangen sein; den Araber, obschon Wüstensohn, vermochte sie nur zu beunruhigen; Einkehr hat er hier keine gefunden.

Der Ägypter glaubte an sein ungeheures Vermächtnis, der Ursprung war ihm gesichert. Kein Ziel vor Augen konnte ihn über seinen Zustand hinausführen. Ungeschichtlich ist er stammerhaltender Bauer geblieben. Den Hebräer hat heilige Überzeugung ins Künftige fortgerissen. Ihn verlangte, Chronik auf Chronik zu stapeln. Verheißungssüchtig ist in seinem Hochgefühl der Lobgesang Israels das wirklich Gegebene. Sänger scheinen unverantwortliche Künder zu sein. Welcher Bereich wäre auch so hoher Göttlichkeit würdig wie dieses Land der Verlassenheit! Sie versagen vorläufig dem Vorhandenen gegenüber, versündigen sich leichtsinnig an der Erde, sind aber, weil Unzufriedene, Verführer zum Allmächtigen. Ihre Stimme ist darum geheiligt: die Wüste hat sie geboren. Der Hebräer ist ein Sänger, aber seine Tat ward Wahrheit. Nüchternere Völker sind die vollkommenen Spiegler der Sinnenwelt: Ägypter, Romanen, unter den Germanen vorzüglich die trockenen Niederländer. Keine Ausnahme bilden die verständigen Griechen, nur ist ihr Wesensgehalt der eigentlich weitergreifende gewesen. Darum haben sie auch viele Götter angebetet. Es hat unter ihnen die ersten sachlichen und auch ganz kühle Menschen gegeben. Um eine dreifache Stimme, die dich beruft, klar zu vernehmen, mögen sie, zur Zeit ihrer Höhe, zu bildnerisch gewesen sein, zu reich in ihrer Formenmannigfaltigkeit. Den dreifaltigen Ruf aus der Gesamtheit an die Verschiedengearteten hat in Hellas erst der zum Christentum gereifte Mann feierlich verstanden. Athena war in Hellas' olympischer Welt in früher Zeit Recht schaffende Hand des Zeus gewesen; der beschwingte Hermes hat sich spät beinahe zur geistigen Hauptmacht durchs All emporgeschwungen — allerdings vornehmlich dem Bereich Ägyptens zu. Über solche Anspielungen zu einer Dreieinigkeit, die allerdings in verstecktem Grund voll einziger Ahnungsgewalt waren, ist man aber kaum unserm Bekennen der Dreifaltigkeit wesentlich nahe gekommen. Auch die Kabiren-Trias auf Samothrake mag in diesem Sinn als verschollen gelten! Die Bestimmung ist also vom Dreiklang der Pyramide am Westufer des Niles ausgegangen.

In des Stromes Mündungsdreieck, zu Alexandria, ist Hermes der Gott der freien Handlungen im Sinne einer Himmelsherkunft; Apollon war noch in Hellas zu klassischer Zeit die göttliche Kraft, die dem Freien den ununterbrochenen Anschluß und Gehorsam an seinen heimlichen Meister gestattete; Dionysos aber, Erzauberer des Sonnenursprunges in uns, hat zuletzt den Mann und Eines Weib im freien Rausch zur letzten Hingabe an seine Seelengewalt verführt. Doch kreiste bereits des Hellenisten Suchen um die Freiheit. Was uns nunmehr bei einer Selbstbestimmung erschreckt, überhaupt vor Freiheit warnt, ist möglicherweise ägyptisch in uns. Des Menschen Kindheit hat dort in guter Zucht gestanden. Zur Erinnerung erheben sich steile Pyramiden — vor dem ausgelassenen Babylon der verfallenden Geschlechter des Altertums, dann vor des Kairos Üppigkeiten unter Kalifen, Zügellosigkeit um Mamelukken, der Verlotterungen von heute — jenseits des Niles, als zackige Mahn-Male vor der Wüste.

Unser Menschentum wäre — abgesehn von seinen Berufungen zu Diensten des Göttlichen durch Stifter lebendiger Bekenntnisse — ohne gewaltigste Gestaltungen geistiger Aufforderungen zur Idee, wie Homers Dichtung, die Tragödie, die Akropolis, Roms Recht, das Hohe Lied Salomonis, besonders aber die Pyramide, nicht zu seiner bestehenden Größe gediehen. Sachlichkeit, Einfachheit, ja sogar nötige Einfalt, bei Entfaltung unserer Begabungen, Wissen zu erreichen, verdanken wir den Grabstätten der Pharaonen. Ihre Aufrichtung, nicht aber der Zweck, zu dem sie in Ägypten gestaltet wurden, bleibt uns noch von Belang. Der Hang am auszeichnenden Gedenkmal ist in uns überwunden worden; als Wohnstätten erhöhbarer Gespenster zu urentflammbaren Geistern sind die Pyramiden erloschen; es gibt daher geheimniswitternde Männer aus Hermes' Gefolgschaft, die daran zweifeln, ob man in den Pyramiden grundsätzlich Mumien in Gewahrsam gehalten hat.

Das Grabmal im Zweistromland bestand aus übereinander getürmten Backsteinwürfeln; die Stufenpyramide überm Nil ahmt es nach. Doch die ägyptische Pyramide, zu deren Aufrichtung

man Felsblöcke übereinander wälzen wollte, ist in ihrer Vollbrachtheit als Kristall, ein unter der Wüste verborgener, von der Mitte der Erde zur Sonne emporgereckter Obelisk, dessen Spitze als Pyramide über dem Boden hervorragt. Die Knick-Pyramide dürfte von dieser Vorstellung ihres Schöpfers überzeugen. Besonders hervorzuheben ist nur die dem Menschen von Natur aus weniger einfach eingeborene Kristallform: im Geiste eines Platons könnte der Obelisk die Flammensäule ausdrücken, die über die Lüfte hinausfahndet, um den Feuerkern zu erreichen, kantig geschaut, darum sinnbildlich umgeschaffen. Hat es — kann man vielleicht fragen — für den Menschen im Altertum eine Erdmitte gegeben? Bestimmt eine mittlere Zone. Das beweist die senkrecht gefaßte Pyramide. Steht das Gestirn im Mittag, so gipfelt das Weltgeschehn in der Spitze der Pyramide, die als Gleichnis der geborgenen Kristallsonne in uns die erschienene Sonne an die Erdscheibe bannt und ihre Flucht verhütet. Nicht der Mensch, wie er auf der Erdscheibe wandelt, sondern seine kristallisch ausgesprochene Gesamtheit schafft diese übersinnliche Pyramide, der das All eingeordnet ist. Im Obelisken aber begreift sich der vorwiegend durch die Sinne bestimmte Mensch. Auch er wird durch den pyramidisch zugeschliffenen Kristallschaft auf sein Urgebot gewiesen: sonnwärts empor. Der Obelisk vertritt das Gebot, im Hinblick auf die Pyramide besinnt sich der Mensch der kosmischen Gesetze; sie ist die sichtbare Spitze eines übersinnlichen Obelisken. Platons Gesetze sind wohl nunmehr als Gebote anzusprechen, denn einem allseits lebhaft schauenden Hellenen kann es sich um keine Gesetze im Sinn unserer Physik gehandelt haben. Ihrer Gotterfülltheit ist jedenfalls die errechenbare Gesetzesobrigkeit als Weltbeherrscherin — wie in uns zukommenden Tagen — unausdenkbar gewesen. Allerdings hat schon der Begründer der ewigen Ideen zur Betrachtung von Erstarrtheit, auch in den Beziehungen von veränderlichen Dingen geneigt; Aristoteles gleich nach ihm noch deutlicher, wenn auch schmiegsamer, weil von keinem so gefestigten metaphysischen Standpunkt aus. Doch jedenfalls ist unser Begriff vom Gesetz, bei Auslegung alter Denker, leicht

irreleitend; wir möchten unterscheiden zwischen Geboten, darin sich die gesetzmäßig gefügte Welt in Befehlsgewalten kundgibt, die willkürlich erscheinen könnten; und Gesetzen als Kennzeichen unweigerlichen Sich-Ereignen-Müssens. Die Pyramide scheint uns nun beides feierlich zu vergegenwärtigen: Aus der Freiheit geborenes Gebot und zugleich des Daseins Urgebundenheit, in zwillinghafter Unzertrennlichkeit, in alle Ewigkeit.

Esneh, die Stadt der Liebesgöttin Hathor und des heiligen Fisches Latus, die heute noch — von Arabern bewohnt — die prachtvolle Säulenhalle des Tempels, den Dhutnose III. dem Agathodämon Chnum errichten ließ, umgibt, habe ich auf meinem Segelboot bei steifer Mittagsbrise verlassen. Der Kutter mit seinen fünf Nubiern als Besatzung hatte mich unterhalb der Schleuse des Staudammes des Niles erwartet: wir konnten sofort los. Zufälligerweise war der Wind, der meistens gegen den Strom bläst, günstig; so ging es zwei Stunden lang flott flußabwärts.
Bei Sakîjen, den großen über das Wasser vorgebauten Holzgerüsten, auf denen sich von Büffeln in Bewegung gesetzte Schöpfräder drehen, bin ich, als uns der Wind auf einmal ausblieb, an Land gegangen: ein fast nackter, dunkelhäutiger, schon weißhaariger Kerl, der mir fröhlich bei Sonne und Arbeit zulächelte, trieb das rastlose Tier stundenlang im Kreise herum; kaum hundert Schritt weiter knatterte eine andere Sakîje — und so geht es streckenweise meilenweit, ohne Unterbrechung, den Nil an seinen beiden Ufern weiter; dann kommt ein öder Strich oder eine Stadt, bald darauf fangen die Palmen, ihre Ortschaften dazu, und auch die Sakîjen abermals an. Man wundert sich, daß noch ein Tropfen Wasser in des Riesenstromes Delta gelangt, dann das Mittelmeer erreicht. Denn jedes Rinnsal, das durch Menschenmühsal aus seiner Sakîje gespeist wird, ist recht reichhaltig. Das Schöpfwerk, bei dem ich mich an Land setzen ließ, habe ich der prachtvollen Palmen wegen — uns nun zu Häupten — gewählt: mein englisch sprechender Nubier begleitete mich. Am glucksenden Wässerlein entlang, bin ich, bei Sykomoren, Bananenpflanzungen und Dattelpalmen vorbei, in ein langgestrecktes, von stolzen Bäumen beschattetes Dorf gekommen: Millionen von Goldscheibchen schienen durch die windbewegten Kronen von der Sonne aus auf Häuser und Boden herabzugleißen.
Die Wohnstätten so eines Ortes zwischen Nil und Wüste bestehen halb aus Räumlichkeiten für Menschen, halb aus Stall und turm-

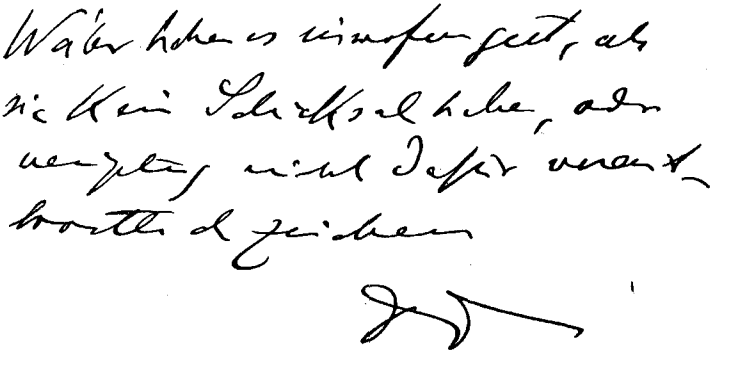
artigem Taubenschlag. Wundervolle, meistens schaumweiße Tiere flattern somit auch in den schmalen Hainen, die wie Säulenhallen den unendlichen Tropenstrom säumen und von der Sandwüste sondern, ungestört umher: nur selten stoßen Sperber oder Adler durch die dichten Wedel der Dattel- oder stachligen Fächer der Dumm-Palmen, um sich eine Taube davon zu holen.

Einigemal hatte der Nubier mit bittenden Blicken zu den niederflockenden Goldmünzen des nahenden Abends aufgesehen; endlich habe ich ihn verstanden: er wollte mich darauf aufmerksam machen, daß uns dieser herabwallende Glanz ankündete, wieder gibt es Wind! Er schien uns doch zum Weitersegeln einzuladen! Als wir beim Boot angelangt waren, standen einige niedliche Fellachen-Mädelchen daneben und erwarteten uns, um mir Tauben, Gänse, die sie kaum unterm Arm halten konnten, fette Enten, große Fische, schöne Bananen, goldig glänzende Datteln, die in geflochtenen Körben lagen, zum Kauf anzubieten. Ich habe nur wenige erstanden, da wir wohlversorgt waren, unsere Vorräte auf dem kleinen Schiff erst in Luksor ergänzen wollten.

Wir fuhren ab. Der Wind war wiederum beinahe günstig: jedenfalls vermochten wir es, nur selten kreuzend mit der Strömung allmählich weiterzukommen. Nun erreichten wir eine andere Art von Sakîjen: nackte Männer, meistens Burschen, schöpften mit großen Löffeln Nilwasser, das einige Meter weit durch eine tiefgebettete Rinne fließt, dann, von einem andern Mann aufgefangen, auf gleiche Weise höher gefördert wird; so gelangt es über drei oder vier, selten fünf Staffeln ans hochgelegene Ufer. Diese schwierige Art, sich wenig Wasser, durch mehrerer Menschen Anstrengung, über Felder ergießen zu lassen, ist eigentlich die in Ägypten übliche: Schöpfwerke, wie das vorher beschriebene, die durch starker Tiere Mühsal in Betrieb gesetzt werden, hatte ich besonders häufig in Nubien gefunden. So schnarrt es denn, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, womöglich zu beiden Seiten des Stromes, seit ferner, aber mir plötzlich unfremder Zeit: so ursprünglich wie an diesem Abend, vor meiner Rückkunft nach Luksor, habe ich das Dasein im Niltal niemals gespürt. Wie man sich im Alten Reich selig gepriesen haben mag,

sich für Pharao oder bloß irgendeinen Herrn plagen zu können, so schien es mir, daß man dort unten auch heute noch eines andern Eigentümers Boden voll Fröhlichkeit für gar wenig Entgelt die heiße Sommerzeit hindurch bewässere. Nur mir haben die armen Kerle leid getan; sie selber sind alle heiter, munter, niemals mürrisch gewesen. Nubier sind beinahe durchwegs etwas trägere, doch gutmütige, anhängliche Leute; der Leumund der Fellachen ist weniger günstig, doch habe ich auf meinen wochenlangen Fahrten und Streifzügen durch die Wüste oder auf dem Nil keine schlechten, im Gegenteil recht erfreuliche Erfahrungen gemacht; ausnehmen muß man bei diesem Lob freilich einen Teil der Großstadt-Menschen in Kairo und Alexandria.

Als die Sonne purpurn sichtbar und dem nun lila Sandmeer ganz nahe gekommen war, hatten wir Berge, die uns — seit dem frühen Nachmittag gar langsam mächtiger werdend — zartrosa entgegenglitzerten, erreicht. Ihre verzackten Formen gemahnten uns bereits an die wohlbekannten Höhen um Theben, die ja auch, in ihrer Kahlheit prachtvoll klar, wie von rötlichem Duft behaucht, Ägyptens Sonne entgegenstrahlen. Nun funkelten sie herrlich rubindunkel: ich merkte wohl, daß sie, in wundervollem Bogen an Luksors Bergkette geschmiegt, uns bereits in der urwürdigen Trümmerstadt Bereich aufnahmen. Nicht lange ist es, selbst in so feierlicher Gegend, himmelhohen Felsen zugestanden, wie durchsichtiger Edelstein zu leuchten: eine nicht finstere Nacht, kaum so bräunlich-blau wie reife Maulbeeren, weil sie immer etwas sanft überpurpurt schimmert, brach bald mit ihrem Überfluß an Gestirnen über uns herein; bloß die Milchstraße und ihr verwandte Weltallnebel schienen leicht dabei zu gleißen: oft — und damals besonders sichtbar — hängen Sonnen und Planeten voll Schwere über dem Süden. Drum hat man sie für schicksalbestimmend gehalten. Spät schlummerte ich ein. Die Nacht war still geblieben. Erst am Morgen, als ich durchs Sonnengold wach wurde, erblickten wir Luksor vor uns; da besann ich mich eines Verses, den ich vor zwanzig Jahren in Paris geschrieben habe: Ich liege im Kahne und fahre nach Theben.



Probe von Theodor Däublers Schrift

Toni Sußmann erzählt dazu: Im Italienischen Restaurant trafen wir Freunde. Wir sprachen vom Berg Athos. Aber das Weinlokal war kein Ort, um über den Athos etwas auszusagen. So ging das Gespräch, leichthin von der unendlichen Anmut Däublers getragen, zu den Frauen. Während er sprach, reichte er mir ein zusammengefaltetes Blatt, und ich las:

> Weiber haben es insofern gut, als sie kein Schicksal haben, oder wenigstens nicht dafür verantwortlich zeichnen.

L'AFRICANA

Fatime setzte sich an einem Morgen an den Schreibtisch und verfaßte folgenden Brief: »Sehr geehrte Signora D'Amico, ich bin eine Freundin Ihrer gütigen, lieben Pflegetochter Annetta, auf deren Veranlassung ich Sie hätte in Mailand besuchen sollen. Auf der Reise ist mir allerhand Widerliches zugestoßen. So konnte ich mein Vorhaben nicht ausführen. Damit Sie aber sehn, daß ich nicht undankbar, keineswegs unzuverlässig bin, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Ich lebe hier in Berlin, nicht in gesicherten Verhältnissen, habe aber einen großen Bekanntenkreis. Die Deutschen sind ein freundliches, gegen alle Ausländer entgegenkommendes Volk. Besonders die Aufnahme, die man mir, einer unwissenden Afrikanerin, bereitet hat, ist überraschend gut gewesen. Es ist teilweise eigne Schuld, wenn meine Verhältnisse noch nicht ganz geordnet sind. Ich bin eine junge Nubierin, die sich zum Gesang ausbilden läßt; wie gern hätte ich eine Beschützerin, eine Pflegemutter, hätte ich Sie in meiner Nähe! Überzeugt davon, daß meine magischen Fähigkeiten größer, meine Art die Dinge zu sehn weniger umständlich ist, als die Ihrer Pflegetochter Annetta, fordre ich Sie auf, nach Berlin zu kommen. Die Deutschen halten viel von überirdischen, von außerordentlichen Dingen. Ich glaube in dieser reichen Stadt könnten wir vortreffliche Geschäfte machen. Daß wir beide nicht deutsch können, schadet nichts. Man braucht uns nicht immer zu verstehn, etwas Undeutlichkeit wird in unserm Betrieb von Vorteil sein. Überdies habe ich einen jungen Nubier bei mir, der als Übersetzer gut funktionieren wird. Sie sprechen doch auch Arabisch? Auch habe ich eine schöne Wohnung. Ich schlage Ihnen also vor, herzukommen. Mit besten Grüßen Ihre

Fatime N.«

Nach vier Tagen bekam Fatime ein Telegramm aus Mailand: »Erwarten Sie mich nächsten Freitag abends Anhalter Bahnhof. Erkennungszeichen rote Straußenfedern. Signora D'Amico.«

Fatime war hocherfreut. Sie sah noch genau nach, wann der Schnellzug aus Mailand eintreffen sollte und begab sich mit

Hassan auf den Bahnhof. Einem Wagenfach zweiter Klasse entstieg nun eine Dame in brennend blauem Atlaskleid, mit einem schwarzen Hut mit roten Straußenfedern. Sie war ziemlich dick und mochte hoch in den Fünfzigern stecken. Die Augenbrauen waren in Renaissancestil gemalt, die Lippen saftigrot gefärbt. Um den Hals hing ihr eine Kette, an der eine goldne Lorgnette befestigt war; gleich beim Aussteigen setzte sie das nützliche Schmuckstück über die Geiernase, vor die scharfblitzenden Augen, um die Nubierin, die ja — als schwarzes Erkennungszeichen selbst — ihr entgegenkommen mußte, sofort zu entdecken. Sie hatte als Handgepäck eine außerordentlich umfangreiche Hutschachtel, ein safranrotes Köfferchen, ein Bologneser Hündchen mit lichtblauen Schleifen um Hals und Schwänzlein, zwei Angorakatzen, einen Kanarienvogel und einen bunten Papagei mitgebracht. Um alle diese paradiesischen Güter mußte Hassan sich kümmern, forsch betätigen. Die zwei Frauen, die sich noch nie gesehn hatten, umarmten und küßten einander. Hassan tat, was ihm vorher befohlen worden war; er küßte der ägyptischen Italienerin die gelbbehandschuhte Hand. Man fuhr nach Haus. Plötzlich ließ Fatime die Droschke vor einem Blumenladen halten, sie stieg aus, kaufte prachtvoll duftende Rosen und reichte sie der glücklich Eingetroffenen. Dabei sagte sie: »Blumen sind Zeichen der Zuneigung; ich habe keine zum Bahnhof gebracht, da ich Sie noch nicht kannte. Nunmehr möchte ich Ihnen aber durch dieses kleine Geschenk bekunden, daß Ihre Person alle meine besten Erwartungen weitaus übersteigt.« Frau D'Amico, mit dem reizenden Vornamen Lisa, war entzückt über Fatime, das Geschenk und die Wohnung. Sie äußerte, es wäre seit Ägypten immer ihr Traum gewesen, einen schwarzen Groom zu haben. Beiläufig bemerkte sie, ein so netter, offenherziger, wie Hassan, wäre bei ihr noch niemals in Dienst gestanden. Sie sprach mit ihm arabisch und freute sich, als er ihr einen Happen, vor hungrige Blicke, goldumrahmtes Gebiß und knallig geschminkte Lippen, vorsetzte. Sie nahm ziemlich vernehmbar ihre erste Mahlzeit im Norden ein. Noch vor dem Schlafengehen wurde Fatime magnetisiert. Die Probe gelang vortrefflich. Fatime

zuckte nun beim Einschlafen auf und schlug dann, wie eine Unbewußte, mechanisch um sich.
»Gut so, gut so!« rief ihr die Magnetiseurin zu, »du verstehst den Beruf heute schon besser, als Annetta nach Jahren. Wenn du das Einschlafen so gut kannst, wirst du auch wissen, hohe Wahrheiten zu stammeln.« Die Übung wurde fortgesetzt. Die dicke Lisa sagte: »Nun bin ich ein junges Mädchen von sechzehn Jahren«; worauf ihr Fatime in fingiertem Halbschlaf zurief: »Bald, mein junges Täubchen, findest du deinen Täuberich; ach, könnt ich so weiß sein wie du, dann würde ich einen ebenso weißen Geliebten finden. Noch drei Jahre mußt du um seinen Besitz kämpfen, dann endlich sollst du ihn bekommen. Drei Söhne und zwei Töchter entsprießen deiner glücklichen Ehe, doch, ach, schon vierzigjährig sollst du Witwe werden. Dann aber kann bereits dein ältester Sohn für dich sorgen. Mit fünfundfünfzig Jahren heiratest du zum zweiten Male. Die meisten deiner Kinder werden dich bis ins Greisenalter, im Kreise von deinen Enkeln, umgeben; nur die jüngste Tochter wird frühzeitig sterben.«
Lisa war entzückt. Darauf sagte sie: »Nun bin ich ein Mann von dreißig Jahren.«
Fatime rollte die Augen, erhob wie Siegfried, nachdem er tot war, den rechten Arm im magnetischen Schlaf und verkündigte: »Nun bist du im entscheidenden Augenblick deines Lebens! Bisher hast du mit Frauen nur getändelt. Ein einzigstes Mal glaubtest du geliebt zu haben, doch das Mädchen war deiner nicht würdig. Nun aber erscheint die Richtige. Sie bringt dir, weißester Schwan, eine ziemliche Aussteuer mit, du sollst sie heiraten. Zuerst wird eure Ehe unfruchtbar bleiben, doch nach vier Jahren schenkt dir deine Schöne einen Sohn und Erben. Fünf Jahre später folgt noch ein Mädchen, die holdeste Schwanenjungfrau; du wirst in der Zwischenzeit Sorgen haben. Du sollst deinen Beruf verlassen, umsatteln. Tu es, wenn an dich die Notwendigkeit herantritt, beherzt! Dann warten bessre Tage deiner. Im Alter von sechzig Jahren wirst du nach kurzer Krankheit sterben. Deine Kinder werden eine gute Erziehung empfangen, und du für eine sorglose Witwenschaft deiner Gattin gesorgt haben.«

Signora D'Amico und Hassan klatschten, und der Papagei rief, aus dem Schlafe aufgeschreckt: »Putana!« Darüber ärgerte sich Signora D'Amico und sagte: »Schon fünfzehn Jahre habe ich dieses Tier in meinem anständigen Haus, immer wieder aber sagt es dieses garstige Wort, das er in seiner Jugend gehört hat.« Dann fuhr Frau D'Amico fort: »Holde Niltochter, wir arbeiten weiter: Nun bin ich eine reiche Frau von fünfundfünfzig Jahren.«

Sofort stammelte Fatime: »Viel Ärger in deinem Haus hat dich krank gemacht, doch ist dein Gatte gut, verzeih ihm seine Launen. Sei überzeugt, daß er das Beste meint, alles aufwenden wird, um dir Freude und Genugtuung für dein mühevolles Leben zu verschaffen. Vor allem mußt du eine Reise nach dem Süden machen, reise nach Luxor, lustwandle unter Dattelpalmen, reite nachts, bei Mondschein, auf flinkem Esel nach Karnak, lustwandle im großen Tempel. Reite bei Morgenwind heim. Ägyptische Knaben mit flatternden Hemden sollen dir beim Ausflug zur Seite laufen. Dort, im trocknen Klima, kannst du vollkommen genesen, nachts, falls du nicht aussaust, wirst du gut schlafen können. Nimm keine Schlafmittel mehr, die Wüstenluft ist stärkend, schlummerfördernd. Auch deinem Gatten wird sie gut tun; er hat Anlage zu einem Gallenleiden, das seh ich genau, denn jeder Körper ist mir wie Glas. Die Luft meiner Heimat, ein Leben ohne Kummer längs des Nils, wird ihn vor dem Fortschreiten seines Übels bewahren. Du wirst ihn überleben, aber auch ihm sind noch viele Jahre in Gesundheit beschieden; doch sollt ihr reisen, reisen!«

Lisa D'Amico war begeistert; Hassan stolz auf den Verstand seiner Herrin.

Der Papagei kreischte: »Lisa, porta caffè per il pappagallo!«

Nach einigen Tagen konnte man in mehreren Berliner Zeitungen folgendes Inserat lesen: ‚Die Sphinx spricht: Wer seine Zukunft, seinen Gesundheitszustand kennen will, komme zu der Magierin Lisa D'Amico aus Alexandria: Sie kennt die Weisheit ihrer Heimat Ägypten! Ihr weibliches Medium, Fatime, stammt aus dem Nubierland: Seine Antworten sind alle unfehlbar.

Die gelehrte Dame empfängt täglich zwischen 10 und 1 und zwischen 3 und 6 Uhr.'

Der Zulauf zu Frau D'Amico war von Anfang an groß. Fatime verstellte sich sehr geschickt. Oft schluchzte sie, denn auch eine gute Schauspielerin, das sah sie ein, hätte die Sängerin ergänzt! Aber für sie gab es nur zwei Rollen: Die Aida und die Afrikanerin. Hassan bekam gute Trinkgelder, hätte manches Liebesabenteuer haben können, doch er stand treu zu seiner Herrin, der jungfräulichen Fatime.

Die Nubierin nahm übrigens weiter mit Erfolg Unterricht bei Milani. Bald mußte sie vollkommen ausgebildet sein. Eines Tages lernte sie dort einen jungen Belgier kennen, der ihr sehr gut gefiel. Er hieß Angelus Beaulieu. Sie hatte besondre Freude an Gesprächen mit ihm, weil sie imstande war, sie geläufig auf Französisch zu führen; die deutsche Sprache bereitete ihr immer noch große Schwierigkeiten. Bei magnetischen Sitzungen eröffnete sie die Weisheit der Sphinx auf arabisch, Hassan mußte übersetzen. Nicht selten wurden in der Wohnung in der Kurfürstenstraße kleine Feste veranstaltet, zu denen auch Angelus kam. Er und Fatime sangen, Hassan zupfte Gitarre. Frau D'Amico spielte auf einem gemieteten Piano. Die Maler versicherten, daß Fatime für die Malerei begabt sei. Sie malte nur selten, aber die Blätter gefielen den Künstlern ihres Bekanntenkreises derart, daß in einem Kunstsalon am Kurfürstendamm eine Ausstellung ihrer Schöpfungen veranstaltet wurde. Alle Bilder konnten verkauft werden, die Kritik hatte sich teilweise auch recht günstig ausgesprochen.

Angelus fürchtete, Fatime könnte der Musik untreu werden. Er war der einzige, der keinen Gefallen an den andern Arbeiten der Nubierin fand. Eines Tages sagte er: »Fatime, Ihre Gesundheit kann so viel Arbeit nicht aushalten, Sie sind eine ausgezeichnete Sängerin, lassen Sie das Malen! Lassen Sie auch das Magnetisiertwerden! Sie sind eine Südländerin, haben sich aber von den rastlosen Leuten anstecken lassen. Meine Mittel sind gering, doch ich kann Ihnen ein bescheidnes Leben, bis wir beide zu Erfolg gelangen werden, in Paris bieten. Frau D'Amico ist

zwar eine Schwindlerin, dennoch aber eine Hexe: Unter ihrem Einfluß werden Sie geschwächt, Ihre schöne Begabung muß darunter leiden. Ich liebe Sie. Wenn Sie wollen, können wir morgen Berlin verlassen.«

Fatime hatte schon manche Liebeserklärung über sich ergehen lassen, ohne einen starken Eindruck dabei zu empfangen. Bei diesem Sänger fühlte sie aber auch eine Gemeinschaft durch die Kunst, und sie vermochte nicht ohne weiteres ein paar vertröstende Worte, wie es sonst bei ihr üblich war, über die Lippen zu bringen. »Nein«, sagte sie, »bleiben Sie, bleiben wir beide — noch ist unser Tag nicht gekommen. Ich bin die Afrikanerin, möchte meinem Freund ein neues Reich zu Füßen legen. Noch darf ich nicht lieben: Wie wäre es mir möglich, einem Vasco da Gama den Weg nach Indien zu weisen?«

Angelus aber meinte: »Das ist Romantik, holde Freundin, erschließen Sie mir Indien in einer Mansarde zu Paris. Das klingt zwar auch romantisch, ist aber dennoch schöne Wirklichkeit. Seien Sie mir meine Afrikanerin, die Indien im kleinsten Raume hervorzaubert: Sehen Sie, das ist ein Glück, das dauert. Die romantische Afrikanerin muß für ihren Vasco unterm Manzanillabaum sterben. Wir beide aber wollen noch lange, lange leben.«

Fatime reichte Angelus ihre Hand, die er drückte. Dann sagte sie: »Zu viel Ringe beschweren meine Finger«; sie streifte einen ab und gab ihn dem jungen Sänger.

Als dieser versuchte, ihr einen Kuß zu geben, meinte sie: »Das darf nicht sein. Grade von Ihnen nicht. Behalten Sie den Ring: Wenn Sie es vermögen, soll er Ihnen Indien verkünden!«

Eines Tages wurde in einem Bildhaueratelier ein Künstlerfest gegeben. Fatime und Angelus waren geladen. Beide hatten, unabhängig voneinander, den gleichen Gedanken. Fatime erschien als Afrikanerin in der Oper Meyerbeers, Angelus als Vasco da Gama. Kaum hatten sie sich in diesem Aufzuge gesehn, erschraken beide. Man erkannte gleich die Kostüme, forderte die Sänger auf, die Liebesarie zu singen. Angelus war sehr erfreut über den Vorschlag. Er hatte der Nubierin zu Liebe die Rolle

einstudiert. Fatime entschloß sich nach einigem Widerstreben ebenfalls dazu. Es war ihr beim Liebesduett gar schwer ums Herz. Ihr kamen Empfindungen, wie sonst nie im Leben. Genau fühlte sie, nicht eines Schutzengels wegen, sondern um zuerst Angelus zu gehören, war sie keusch geblieben. Nach dem schönen Fest begleitete sie Angelus bis zu ihrer Wohnung in der Kurfürstenstraße. Er blickte sie sehnsuchtsvoll an. Sie sagte: »Es geht nicht, der kleine Hassan bewacht mich.« Zufälligerweise hatte sie eine Wahrheit ausgesprochen: Hassans Eifersucht war immer größer geworden. Am nächsten Tage ergab sich etwas Eigentümliches. Fatime fühlte Ermüdung durch das Fest und ließ sich von Hassan das Frühstück zum Bett bringen.

Er erkundigte sich nach ihrem Befinden, fragte, ob seiner Herrin die Tanzfeier gefallen habe.

Sie antwortete: »Es war schön, hat aber zu lange gedauert.«

Plötzlich warf sich der fünfzehnjährige Boy vor Fatime, die noch ausgestreckt lag, auf die Knie und bat: »Im Namen des einzigen Gottes und seines Propheten, im Namen unsers Heiligen Nils, unsrer nubischen Heimat, flehe ich um eins: Fatime, in einem halben Jahr werden Sie Gattin oder Geliebte Angelus' sein; bis dahin will ich Ihr treuster Diener bleiben. Doch sehn Sie mich an, ich bin wohlgestaltet, bin Ihr Landsmann; einmal gewähren Sie mir dann auch Ihre Huld! Tun Sie es dann, so werde ich auch fernerhin Ihr treuer, verschwiegner Diener bleiben, bis Sie alt werden; andernfalls würde ich elendig zugrunde gehn. Ihr nubischer Schutzengel müßte dann auch gekränkt sein!« Hassan zitterte dabei.

Er selbst und Fatime, beide fürchteten, er könnte in Krämpfe oder in Ohnmacht fallen.

Da sagte ihm die Nubierin: »Hassan, ich hab' dich gern, habe Angelus noch nichts versprochen; wie könnte ich dir eine so schwerwiegende Zusage machen? Nicht in Menschenhand, in Gottes Gewalt steht das Künftige. Bleibe treu mein Diener: Was Allah beschlossen hat, wird geschehn.«

Hassan faßte diese Worte als eine Zusage auf. Vielleicht sind sie es im Wunschbereich Fatimes gewesen!

Die sechs Monate, die die Nubierin in der Kurfürstenstraße zubringen wollte, die Gesangstunden, die sie in diesem Zeitraum bei Milani nehmen durfte, nahten ihrem Ende. Eigentlich hatte sie von der Mitarbeit bei ihrer Gästin, Frau D'Amico, gelebt. Das Geschäft blühte so ziemlich. Es wäre wohl möglich gewesen, eine kleinere Wohnung im Westen der Weltstadt zu nehmen und den Betrieb fortzuführen. Seitdem aber Fatime Angelus liebte, fühlte sie Grauen vor der schwindelhaften Arbeit, die sie leisten mußte. Noch liebte sie den Putz, doch trug sie ihn nur an Abenden, wenn Angelus zu ihr kam, wenn dann beide sangen und tanzten, Hassan die Harfe spielte, Frau D'Amico sich taktvoll zu ihren Tieren zurückzog. Hassan war nicht mehr so eifersüchtig: Er hatte das feste Empfinden, durch Angelus wird auch *mir Erfüllung meines Wunsches. Sonst, das wußte er, käme er* niemals an sein Ziel.

Eines Abends sagte Fatime zu ihrem Vasco, denn, als solcher kostümiert, kam Angelus oft zur Nubierin: »Ich habe keine Lust, mich hier mit Frau D'Amico auseinanderzusetzen. Die Abwicklung aller kleinlichen Arbeiten liegt mir nicht. Ich bin die Afrikanerin, ich sehe nur Vasco, Nubien, mein Indien, das ich ihm in einer Nacht zu Füßen legen werde. Vasco, in drei Wochen soll ich meine Wohnung, muß ich Milani verlassen; Frau D'Amico weiß nichts davon — fliehen wir! Lassen wir die Gauklerin, lassen wir alle Freunde hier im Stich. Hassan wird uns begleiten, daher nicht verraten.«

Angelus sagte: »Wird das der Tag unsrer Hochzeit sein?«

»Nein«, sagte Fatime, »mein Vasco, an dem Tage umschiffen wir das Kap der Guten Hoffnung, dann treten wir miteinander ins Paradies. Das soll mein Indien sein, das ich uns zu Füßen lege.«

Hassan wußte bald von diesen Absichten, war darüber zufrieden, sogar davon eingenommen. Doch eigentümlich! Er spielte von nun an, wenn er allein blieb, in Angelus Vasco-Gewand, das bei Fatime aufgehoben wurde, immer wieder, vor dem großen Spiegel der Sängerin, den Liebestod der Afrikanerin unter dem Gifthauch-Baum. Da war er der Held, die Heldin bildete er

sich bloß ein, oder er sprang mit Kleidungsstücken der Angebeteten umher. Das waren die Stunden seiner liebesüchtigen Aufregungen.

Frau D'Amico war tatsächlich ahnungslos, als Fatime ihr Vorhaben, sie im Stich zu lassen, ausführte. Sie dachte, jahrelang könnte es in Fatimes eigner Wohnung so fortgehn: Die Berliner hielten viel von der ägyptischen Kunst des Wahrsagens und magnetischen Heilverfahrens. Das Geschäft blühte so ziemlich, jedenfalls waren die Einnahmen viel höher als in Mailand oder Ägypten. Fatime hatte eines Morgens einen freundlichen Brief von ihrem Gönner Hermann bekommen, in dem er sie bat, die Wohnung räumen zu wollen und anfragte, ob sie ein Gelddarlehn oder ein kleines Geschenk zum Umzuge benötigte. Fatime war nicht mehr so habsüchtig. Sie liebte es nur, von Angelus Geschenke anzunehmen, freute sich sehr auf den Augenblick, wo sie und er durch eigne Arbeit leben würden. Sie gab Hermann keine Antwort. Als einmal Madame D'Amico, zu ihrer Erholung, eine Wagenfahrt durch den Tiergarten machte, ließ Fatime einen Wagen holen, lud mit Hassan alle wertvollen, ihr selbst gehörigen Gegenstände in das Fuhrwerk, und ließ sie in ein großes Hotel bringen. Dorthin schaffte sie dann auch Hassans Koffer und gab alles nach Paris auf. Zwei Tage darauf sagte sie, wohl wissend, daß sie auf großen Widerstand stoßen würde, zu Frau D'Amico: »Ich möchte meine Freundin Annetta mit Kind hier haben.«

Frau D'Amico, die ihre Pflegetochter nicht besonders schätzte, war andrer Meinung. Sie sagte: Man soll Annetta nicht aus ihrem Beruf ziehn, viel eher wäre sie dafür, daß ihr Gatte aus Mailand nach Berlin zöge.

Fatime meinte: Ihr Gatte sähe zu volkstümlich aus; wenigstens nach den Photographien könnte man ihn für einen Salamihändler halten.

Frau D'Amico war empört und sagte: »Ich bin hier ebenso die Hausfrau wie Sie, es sollen beide wegbleiben.«

Fatime stellte sich nun verstimmt. Hassan freute sich über diese Vortäuschung, und eine halbe Stunde darauf entfernten sich Hausfrau und Diener aus der Wohnung in der Kurfürstenstraße.

Frau D'Amico war daran gewöhnt, daß Fatime und Hassan sehr oft spät heimkehrten, und so legte sie sich, ohne viele Gedanken darüber, um elf Uhr zu Bett. Das Bologneser Hündchen ruhte ihr zu Füßen unter der gleichen Decke. Unterdessen waren Fatime, Hassan und Angelus bereits in Rathenow auf der Fahrt nach der Lichtstadt Paris.

NACHWEIS

Die Gedichte und Prosastücke sind folgenden Werken entnommen:

Die Erde braust	Nordlicht, Band I
Die Erde treibt	Nordlicht, Band I
Pan	Nordlicht, Band I
Im Weine	Nordlicht, Band I
Die Nacht ist eine Mohrin	Nordlicht, Band I
Ekstatische Erde	Nordlicht, Band II
Das Sternenkind	Nordlicht, Band II
Ein Wesen	Nordlicht, Band II
Der Baum	Nordlicht, Band II
Hesperien	Hesperien
Der Ölbaum	Hesperien
Die Treppe	Die Treppe zum Nordlicht
Sonnenlaune	Die Treppe zum Nordlicht
Späte Nacht	Der sternhelle Weg
Erwartung	Der sternhelle Weg
Die Russin	Der sternhelle Weg
Hymne	Hymne an Italien
Dem Sommernachtstraum	Attische Sonette
An Hölderlin	Attische Sonette
Die Au	Attische Sonette
Der Garten	Attische Sonette
Schwäbische Madonna	Das Sternenkind (Auswahlband)
Berauschter Abend	Das Sternenkind (Auswahlband)
Der Nachtwandler	Das Sternenkind (Auswahlband)
Dante	Can Grande della Scala
Heimlichkeiten	Wir wollen nicht verweilen
Der Umschwung	Mit silberner Sichel
Einsicht	Mit silberner Sichel
Van Gogh	Der neue Standpunkt
Marc	Der neue Standpunkt
Munch	Der neue Standpunkt
Chagall	Der neue Standpunkt
Der heilige Berg Athos	Der heilige Berg Athos
Vor den Pyramiden	Der Fischzug
Fahrt nach Theben	Zeitungsaufsatz
L'Africana	L'Africana